



DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Eine sozial- und militärhistorische Analyse der
englischen Langbogenschützen während des
Hunderjährigen Krieges“

Verfasser

Siegfried Stampf

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2015

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 190 333 313

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Lehramtsstudium UF Deutsch UF
Geschichte, Sozialkunde, Polit. Bildg.

Betreuerin / Betreuer:

Doz. Ao. Univ.-Prof. OR Dr.Klaus Lohrmann

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	1
Einleitung	3
Der Vorabend des Krieges	8
Rekrutierung.....	9
Exkurs: Die Transformation englischer Armeen	11
Exkurs: Krieg und Wirtschaft	15
Vorbereitungen für die Kampagne	17
Die Schlacht von Crécy 1346.....	21
Die Wahl des Schlachtfeldes.....	24
Die Aufstellung der Truppen.....	25
Die Position der englischen Langbogenschützen auf dem Schlachtfeld.....	27
Das Kampfgeschehen.....	30
Faktoren für den englischen Sieg	36
Die Effizienz der Langbogenschützen in der Schlacht von Crécy	38
Infanterie gegen Kavallerie: Eine Revolution?	43
Die Schlacht von Agincourt 1415	48
Rekrutierung.....	52
Aufstellung.....	53
Die Schlacht	56
Der Somme-Plan	61
Der Langbogen –Entwicklung und Wahrnehmung in der mittelalterlichen Gesellschaft.....	63
Der Langbogen: Definitionsversuch und Definitionsprobleme	65
Mary Rose	68
Die Eibe.....	70
Die Herkunft des Langbogens.....	73
Archäologische Belege.....	74
Literarische Belege.....	80
Bildliche Belege	84
Der Pfeil	92
Pfeil gegen Rüstung – Beschussversuche	95
Der soziale Status und der Aufstieg der Langbogenschützen	98
Robin Hood	100
Einleitung	100
Der Mythos.....	101
Die Darstellung von Gewalt in den frühen Balladen	104

Die Anfänge der Legende.....	106
Die dramatische Darstellung	108
Die drei ältesten Balladen	110
Robin Hood und der Mönch.....	111
Robin Hood und der Töpfer	112
Robin Hood und Guy of Gisbourne	113
A Gest of Robyn Hode	115
Das Image des „edlen“ Räubers	116
Der Yeoman	118
Schlusswort	121
Anhang	122
Abbildungsverzeichnis	122
Literaturverzeichnis.....	123
Zusammenfassung	127

Vorwort

Es ist unmöglich die Vergangenheit zu rekonstruieren. Alles, was einem Historiker übrigbleibt ist, einen groben Entwurf, ein Gemälde mit vielen fehlenden Details zu zeichnen. Selbst Zeitzeugen hätten Schwierigkeiten gehabt, die Geschehnisse in den Wirren des Krieges überschaubar und vollständig wiederzugeben. Manche Teilnehmer an solch epochalen Schlachten wie Crécy und Agincourt hatten zweifelsohne bunte Geschichten davon zu erzählen, aber eben nur über ihren erlebten Teil der Schlacht. Aber auch sie waren wahrscheinlich nicht in der Position, über alle Geschehnisse zu berichten. Die Kommunikation auf dem Schlachtfeld war schwierig und ist somit ebenso schwer zu rekonstruieren. Für die Befehlshaber muss es unmöglich gewesen sein zu wissen, was in allen Sektoren vor sich geht. Lässt man sich auf die Chronisten ein, wird es noch schwieriger das Gemälde nachzuzeichnen, da viele von ihnen bei den Geschehnissen, über die sie berichten, nicht persönlich vor Ort waren und sich auf verschiedene Erzählungen verließen. Oft verfügten sie über ein sehr begrenztes oder gar kein militärisches Wissen. Sie schrieben über das, was die damalige Gesellschaft interessierte, und diese wollte meistens nicht dieselben Dinge, wie die heutigen Historiker wissen. Die Fragen, die für uns heute bei der Betrachtung einer mittelalterlichen Schlacht von Interesse sind wie Taktik, Aufstellung der Truppen, die Kommunikation auf dem Schlachtfeld, die Befehlskette und noch viel Anderes scheinen für das damalige Publikum eher uninteressant gewesen zu sein.¹ Persönliche Schicksale und der Kampf für eine gottgerechte Sache standen im Vordergrund. Die Geschichte von Crécy wurde viele Male erzählt. Chronisten in Frankreich, England, Italien und anderen europäischen Ländern schrieben oder berichteten darüber. Dies ist mitunter ein Grund, warum es viele verschiedene Versionen mit divergierenden Details gibt. Auch Briefe, die vom Schlachtfeld in die Heimat geschickt wurden wie jene von Edward III., sind keine gute Quelle, da sie kaum etwas über das Kampfgeschehen berichten. Viele Fragen bleiben also offen und man kann nur sein Bestes tun, die Quellen zu studieren und die Details der einzelnen Geschichten auf Übereinstimmung zu überprüfen. So können zwar gewisse Details aus dem Dunkel der Vergangenheit in das Licht moderner Betrachtung gezogen werden, doch wenn man nach dem Ganzen fragt, entwischen sie wieder in den Dunst der Unvollständigkeit. Es stehen zwar verschiedene Instrumente zur Verfügung, um ein vollständiges Bild zu präsentieren, doch

¹ Andrew Ayton und Sir Philip Preston Bar.: The Battle of Crécy, 1346. Woodbridge: 2005, S.139.

beinhalten diese stets den schwierigen Prozess der Auswahl. Ein Annäherungsversuch, der viele Male angewendet wurde ist, jene Teile, die nicht in das Puzzle passen, einfach wegzulassen und eine Geschichte zu erzählen, die einer einzigen Tradition folgt. In der vorliegenden Arbeit wird versucht, die Rolle der Langbogenschützen in den größten Schlachten des 100 jährigen Krieges, Crécy 1346 und Agincourt 1415, zu analysieren. Dabei wurde der Fokus bewusst auf diese beiden Schlachten gelegt. In beiden Schlachten spielten die Langbogenschützen eine zentrale Rolle. Weiters haben beide Schlachten durch die Autoren auf englischer Seite eine nationalistische Stilisierung erfahren, die oft in der Beschreibung zur Geltung kommt, wie die Reihen der französischen Ritter unter den englischen Pfeilen zusammengebrochen sind. Zu beiden Schlachten gibt es Unmengen an Publikationen, die um eine möglichst originalgetreue Darstellung des Schlachtgeschehens und der sozialen Umstände bemüht sind, jedoch mit der diffusen Quellenlage zu kämpfen haben, sodass über weite Teile kein Konsens erreicht werden kann. Allen gemein ist jedoch, dass den Langbogenschützen eine bedeutende Rolle zugeschrieben wird. Begründen sich diese beiden überwältigenden Siege der Engländer gegen ein zahlenmäßig überlegenes französisches Heer nur durch den Einsatz der Langbogenschützen? Oder spielen vielmehr die Entwicklung neuer Taktiken und Reformen in der Heeresorganisation eine Rolle? Um dies zu untersuchen und dem englischen Langbogenschützen auf die Spur zu kommen, muss man etwas weiter ausholen. Bei den beiden Siegen spielten Entwicklungen in der Logistik, im Finanzwesen und Neuerungen auf dem Schlachtfeld eine große Rolle. Viele dieser Neuerungen wurden von Edward I., dem Großvater von Edward III., initiiert und fanden schließlich zur Zeit seines Enkels ihre Entfaltung. Ob es zu einer „Infanterie-Revolution“ kam, der Langbogen eine neue Waffe, die plötzlich schlachtentscheidend während des Hundertjährigen Krieges auf die Bildfläche trat, und ob die Pfeile des englischen Langbogenschützen tatsächlich in der Lage waren Rüstungen zu durchschlagen, sind zentrale Fragen der vorliegenden Arbeit, deren Beantwortung versucht wird. Schließlich ist die Frage nach der Effizienz der Bogenschützen auch eine Frage nach der Ernährung, dem Training, der Besoldung und schlussendlich der Legendenbildung, die uns in Form des wohl bekanntesten Bogenschützen, Robin Hood, auch heute noch in den Medien, Metaphern und Sprichwörtern begegnet.

Schlussendlich ist eine Diplomarbeit auch eine Gelegenheit all jenen Menschen zu danken, die es mir ermöglicht haben, überhaupt so weit zu kommen und eine Diplomarbeit abzufassen. An erster Stelle möchte ich mich bei meinen Eltern bedanken, die mich mein Leben lang unterstützt und gefördert haben.

Mein besonderer Dank gilt Professor Klaus Lohrmann, der sich gleich einverstanden mit der Betreuung meines doch etwas speziellen Themas zeigte und mir während des ganzen langen Prozesses der Abfassung zur Seite stand. Dank gebührt natürlich auch all jenen, die mich durch aufmunternde Worte, Ideen, Diskussionen und Tadel zur Fertigstellung anregten.

Einleitung

Ein zentrales Ereignis des europäischen Spätmittelalters war jener große Krieg zwischen der englischen und der französischen Monarchie, der in den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts ausbrach und in einer Folge raumgreifender Feldzüge, samt vielen regional begrenzten militärischen Aktionen, bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts geführt wurde, genauer gesagt von 1337 bis 1453². Dieser andauernde spätmittelalterliche Konflikt zwischen England und Frankreich, den Frankreich 1453 schließlich für sich entscheiden konnte, wird seit Mitte des 19. Jahrhunderts als „Hundertjähriger Krieg“ bezeichnet. Dass es sich dabei in Wirklichkeit um 116 Jahre handelt, sei dahingestellt. Der Krieg betraf keineswegs nur die beiden Monarchien, sondern auch die benachbarten Reiche von Schottland bis Italien und Spanien und in besonderer Weise die deutschen Könige als Träger der Kaiserkrone des Heiligen Römischen Reiches. Er brachte gewaltige Zerstörung, Blutopfer und materielle Verluste mit sich, aber auch kräftige Modernisierungsimpulse in der Politik, der Verwaltung und der Heeresverfassung. Die beiden Monarchien hatten auch vor 1337 gegeneinander Krieg geführt, die Gründe dafür haben sich jedoch nicht zu sehr geändert. Hauptsächlich kam es zu den Auseinandersetzungen, weil die Lehens- und Landbesitzverhältnisse der beiden Häuser und somit die Herrscher eng miteinander verbunden waren.³ Der Hundertjährige Krieg kann also als eine Auseinandersetzung zwischen zwei riesigen Lehnverbänden gesehen werden, in dem Feindschaften und Bündnisse in großem Ausmaß von Heirats- und Verwandschaftsbeziehungen abhingen. Diese Verflechtung lässt sich bis zu Wilhelm I. (oder Wilhelm der Eroberer) zurückführen, der Herzog der Normandie war und 1066 mit einer Invasionsflotte an der südenglischen Küste landete, in der Schlacht bei Hastings das angelsächsische Heer besiegte und noch im selben Jahr König von England wurde. Trotz seiner Krönung blieb er Vasall des französischen Königs und fortan beherrschten englische Könige einen Teil Frankreichs.⁴ 1152 nahm ein anderer Herzog der Normandie, Heinrich von

² Ehlers, Joachim: Der Hundertjährige Krieg. München: 2009: S.1.

³ Curry, Anne: Der Hundertjährige Krieg (1337 – 1453). Darmstadt: 2012, S.7.

⁴ Ehlers, S. 8.

Anjou, Eleonore zur Frau, die kurz davor vom französischen König Ludwig VII. geschieden worden war. Eleonore war die Erbin Aquitaniens. Aquitanien war ein strategisch und wirtschaftlich wichtiger Landstrich im Südwesten Frankreichs und unter anderem die Hauptquelle des englischen Weinimports. Jedoch hatten die englischen Könige dort nicht die Hoheitsrechte inne, wie sie es aus ihrem Königreich gewohnt waren, denn das Herzogtum Aquitanien war ein Lehen des französischen Königs und somit an das System der feudalen Lehensherrschaft, einschließlich der Huldigung des französischen Königs geknüpft, dem sich auch die englischen Könige beugen mussten, wenn sie sich weiterhin Herzog von Aquitanien nennen wollten.

„Und für das, was er Uns und Unseren Erben geben wird, wollen Wir und Unsere Erben ihm und seinen Erben, den Königen von Frankreich als Vasallen huldigen, für Bordeaux, Bayonne und die Gascogne, und für alle Lande, die Wir jenseits des Kanals halten [...] und wir wollen sie von ihm zu Lehen nehmen als Angehöriger des französischen Adels und Herzog von Aquitanien.“⁵

Bei jedem Thronwechsel – sei es auf französischer oder englischer Seite – wurde eine Huldigung des englischen Monarchen an die französische Krone fällig, was den englischen Königen wahrscheinlich missfiel. Aber als souveräner Herrscher in seinem eigenen Land regierte der englische König bloß als Vasall über seine Ländereien in Frankreich und war somit in einer Position, die ihm zum Nachteil gereichen konnte. Die französischen Untervasallen der englischen Krone konnten beim französischen König Beschwerden gegen dessen Kronvasallen, in diesem Fall ihren unmittelbaren englischen Lehensherren, einlegen. Kam es zu solch einer Beschwerde, konnte der englische König unter Umständen an den französischen Hof zitiert werden.⁶

Kurz vor Ausbruch des Hundertjährigen Krieges hatten England und Frankreich noch Krieg geführt, also waren sie erfahren im Ausheben und im Einsatz von Armeen. In Frankreich konnte der König, seinen feudalen Rechten gemäß, den Adel zum Kriegsdienst einberufen und die breite Masse der Bevölkerung sollte durch einen Heerbann (arrière-ban) zum Heeresdienst herangezogen werden. Der Heerbann diente in der Praxis allerdings eher zum Eintreiben von Geld, das anstelle des Kriegsdienstes gezahlt werden konnte. In England waren diese Abläufe weniger stark formalisiert, aber der König konnte sich durchaus auf die Unterstützung des Adels und der in den Grafschaften proklamierten Heerbanne (shire levies) verlassen. Beide Seiten bezahlten ihre Truppen in barer Münze – eine Entwicklung, die unter Edward I. und Philipp IV. eingesetzt hatte. Beide Könige konnten unter Umständen auf

⁵ Curry: Der hundertjährige Krieg, S.15. Vertrag von Paris, 1259.

⁶ Ebd., S.15

gewaltige militärische Reserven zurückgreifen. Diese mussten bei Bedarf eigens einberufen werden, was eine gewisse Zeit in Anspruch nahm. Daher konnte die Reaktion auf einen feindlichen Überraschungsangriff nur mit einiger Verzögerung erfolgen. Alle Kriege wurden als Defensivkriege dargestellt, denn im Zweifelsfall ging es um die verletzten Vorrechte des Herrschers, die verteidigt wurden. Das königliche Vorrecht zur Kriegsführung galt unangefochten. Bei diesen Kriegen handelte es sich bereits um Kriege, die vom Herrscher und seinen Untertanen gefochten wurden. Der König trat bereits als Beschützer seines Volkes auf und seine Rechte waren auch die Rechte seiner Untertanen. Diese Argumentation wurde nicht selten durch kirchliche Propaganda untermauert, indem von den Kanzeln zum Gebet für den Erfolg des königlichen Kriegsunternehmens aufgerufen wurde.⁷ Als Edward III. auf den Thron kam, existierte in England bereits eine starke nationale Identität. Die Söhne großer nobler Familien erhielten englische Namen, wie Humphrey oder Thomas. Es gab Proteste, als Edward II. seinen Sohn Louis, nach seinem französischen Onkel, nennen wollte. Die Engländer standen Ausländern skeptisch gegenüber. Diese Abneigung vereinte die meisten Klassen und half bei der Bildung einer nationalistisch geprägten Identität. Edward I. verschaffte seinem Volk einen würdigen historischen Hintergrund, indem er nationale Mythen als offizielle Geschichte Englands verwendete. So öffnete er das Grab des sagenumwobenen Artus und seiner Königin Guinevere 1278 in Glastonbury und ließ ihre sterblichen Überreste vor dem Hochaltar beisetzen. Als der Papst Edward I. mitteilte, dass er keinerlei Anspruch auf den schottischen Thron habe, schickte dieser ihm eine kurze Geschichte Britanniens, die mit der Landnahme durch trojanische Flüchtlinge zur Zeit der Propheten Elias und Samuel begann. Mythen dienten der Propaganda und Propaganda diente dem Krieg.⁸ Erfolg im Krieg brachte politischen Frieden und Einigkeit zu Hause, Misserfolg schuf Uneinigkeit.⁹ Die französische Sprache spielte bis ins vierzehnte Jahrhundert eine wichtige Rolle in England.¹⁰ Aufgrund der größeren Einwohnerzahl konnte Frankreich größere Truppen aufstellen. Die Größe der Truppen und die Einwohnerzahl variieren, doch kann man davon ausgehen, dass es sich um Truppen von 20.000 Mann und mehr und um eine Gesamtbevölkerung von rund 12 Millionen handelte. Es ist unwahrscheinlich, dass zu diesem Zeitpunkt in England mehr als sechs Millionen Menschen lebten.¹¹ Neben der niedrigeren Einwohnerzahl hatten die

⁷ Curry: Hundertjähriger Krieg, S.32

⁸ Sumption, Jonathan: The Hundred Years War. Volume 1. Trial by Battle. London: 1990, S.38-39.

⁹ Prestwich, Michael: The Three Edwards. War and State in England 1272-1377. Fakenham, Norfolk: 1980, S.2.

¹⁰ Sumption, S.39.

¹¹ Curry: Hundertjähriger Krieg, S. 32

Engländer noch das Problem, dass sie ihre in England ausgehobenen Truppen erst einmal nach Frankreich schaffen mussten. Dieses Problem versuchten sie mit dem Anheuern von einheimischen Söldnern zu umgehen, was durch die große Anzahl des ortsansässigen niederen Adels erleichtert wurde. So konnten zusätzlich 4.000 bis 7.000 Mann ausgehoben werden, die gerne für Sold dienten, wobei sie auch noch ihre angestammte Heimat verteidigen sollten. Viele Adelige sympathisierten mit einem englischen König. Die englisch-gaskognischen Beziehungen wurden durch das geteilte ökonomische Interesse beider Seiten sehr eng, nicht zuletzt durch den Weinhandel. Natürlich darf man beim Anheuern lokaler Truppen, deren Loyalität zwischen Sold und König hin und her gerissen wurde, die Gefahr des Überlaufens nicht außer Acht lassen. Ging man von der Gefahr eines größeren französischen Angriffes aus, so musste man auf Truppen aus England zurückgreifen. Für ihre Kampagnen in Nordfrankreich, wo ihnen die Unterstützung der lokalen Bevölkerung fehlte, mussten sie auf Allianzen mit niederländischen oder deutschen Fürsten zurückgreifen, was jedoch die Gefahr barg, dass diese ihre eigenen Interessen verfolgten. Zudem kam dies die englische Krone teuer zu stehen.¹²

Mit dem französischen Krieg, der 1337 begann, stand Edward III. einer neuen Situation gegenüber. Die Anforderungen für den bevorstehenden Krieg waren weit höher, als jene für den Krieg gegen die Schotten, und Edward III. stand 1340 bis 1341 vor einer komplexen politischen Krise. Der König nahm Schulden auf sich, die er nicht begleichen konnte. Hohe Steuern und die Beschlagnahmung von Lebensmittelvorräten und Wolle durch die Krone, kombiniert mit weit verbreiteter Korruption der Behörden, führten zu einer zunehmenden Unzufriedenheit der Bevölkerung. Der Herbst 1338 war von schweren Regenschauern geprägt und ihm folgte ein harter Winter, was beinahe zu einem Erntenausfall führte, weil das im Herbst gesäte Saatgut nicht aufging. Die Ernte fiel 1339 schlecht aus und die Weizenernte sank auf ein Level, das seit den Hungerjahren 1315-16 nicht mehr gesehen wurde.

Überpopulation und das Verlangen nach fruchtbarem Land führten zu einer ungleichen Verteilung des Wohlstandes und haben die Größe der kleinen Ländereien, von denen die meisten Engländer lebten, verringert. In Mittel- und Südengland, wo der Großteil der Bevölkerung aus unfreien Bauern bestand, lebten zwei Drittel nur von einer minimalen Ackerfläche, die ihren Eigenbedarf decken konnte. Wenn überhaupt. Sie überlebten, indem sie kleine Parzellen ihres Landes verkauften oder Gelegenheitsarbeiten verrichteten. Die freien Landbesitzer und der niedere Adel hatten mehr Land und weniger Bürden zu tragen,

¹² Ebd., S.34.

aber auch sie waren verwundbar gegenüber Ernteausfällen und Naturkatastrophen.¹³

Außerdem wurde die englische Ökonomie von einem ernsthaften Geldmangel beeinträchtigt. Es waren weit weniger als eine Million Pound im Umlauf, was weniger als die Hälfte war als zu Beginn des Jahrhunderts. Die Regierung in England wurde vom König und seinen Alliierten bitter kritisiert, die das Gefühl hatten, einen Krieg ohne angemessene finanzielle Unterstützung ausfechten zu müssen. 1340 hatte Edward auch noch den Erzbischof von Canterbury gegen sich, den er aus der Regierung entlassen hatte.¹⁴ Die Zeit der englischen Geschichte war zwischen 1307 und 1377 von bemerkenswerten und oft auch gewalttätigen Kontrasten geprägt. Die großen Hungersnöte von 1315 bis 1322 und der schwarze Tod 1348-49 brachten die demographische und ökonomische Expansion des 12. und 13. Jahrhunderts zu einem Ende und brachten enorme Veränderungen in der Struktur der Gesellschaft mit sich. Der Beginn eines Langzeitkrieges mit Schottland und Frankreich unter Edward I. sorgte für noch nie dagewesene finanzielle, militärische und administrative Bürden für die Bevölkerung. Dies führte gezwungenermaßen dazu, dass der englische Staat und seine Einwohner mehr Kontakt zueinander hatten und die politischen Konflikte zunahmen. Die zunehmenden Schwierigkeiten der Regierung wurden in der Entwicklung eines ausgeklügelteren legislativen Systems sichtbar. All diese Veränderungen und Schwierigkeiten verlangten nach der Aufmerksamkeit des Königs, der plötzlich eine größere Flexibilität und mehr Feinsinn als jemals zuvor zeigen musste, um an seine für den Krieg benötigten Summen zu kommen und keine Revolte zu provozieren. Vieles der politischen Tagesordnung des 14. Jahrhunderts hatte seinen Anfang in der Regierung von Edward I.¹⁵

Englische Armeen im 14. Jahrhundert waren nicht besonders groß. Selbst die 32.000 Männer, die 1347 für die Belagerung von Calais zusammengerufen wurden, stellten nur ein Prozent der englischen Gesamtbevölkerung dar. Dabei gilt es zu beachten, dass es sich bei den 32.000 Mann vor Calais um jene Männer vor Ort handelte. Es waren jedoch noch weitere Teile der Bevölkerung in irgendeiner Art und Weise in den Krieg involviert. Tatsächlich wäre es möglich, dass zu Spitzenzeiten um die zehn Prozent der männlichen Bevölkerung in den Krieg involviert waren.¹⁶ Unter der Regierung Edward III. kam das Parlament zu mehr Macht, da er sich dazu entschied, beziehungsweise entscheiden musste, die Tradition von Rat und Zustimmung auszubauen und nicht nur die Aristokraten, sondern auch die kleineren

¹³ Sumption,, S.40.

¹⁴ Prestwich, Michael: Plantagenet England, S.269.

¹⁵ Ormrod, W. Mark: England: Edward II and Edward III. In: Jones, Michael (Hrsg.): The New Cambridge Mediarrval History. Volume VI c. 1300-c.1415. Cambridge: 2000, S. 273.

¹⁶ Ebd., S.281.

Landbesitzer und Händler, die in den „Commons“ repräsentiert wurden, zu Wort kommen zu lassen. Es war der Geld verschlingende Druck des Krieges, der dieser Institution zu mehr Macht verhalf.¹⁷ Durch diese politische Verhandlungsbereitschaft wurden die Untertanen des Königs wahrscheinlich besser über die politischen Affären informiert als jemals zuvor. So konnten sie höhere Erwartungen vom öffentlichen Dienst und größeres Vertrauen in die Fähigkeiten der Krone, ihre Rechte und Interessen zu verteidigen, entwickeln. Aus dieser Einstellung entsprangen Hoffnung und Desillusion spätmittelalterlicher Politik.¹⁸

Der Vorabend des Krieges

Am Abend des 26. August 1346 wurde die damals größte militärische Macht des Christentums, die französische Armee unter der persönlichen Führung von Philip VI., von einer Expeditionsarmee unter Edward III. vernichtend geschlagen. Ein Ereignis, das weit über die Grenzen Englands und Frankreichs Wellen schlug. Während die Franzosen Verluste und Erniedrigung erfuhren, nahm die Reputation der Engländer als beste Krieger in Europa ständig zu, vom König bis zu den niedrigsten Rängen. Die Vorbereitungen für die Kampagne, deren Höhepunkt die Schlacht bei Crécy war, hatten Auswirkungen auf inner- und außenpolitische Themen sowie das alltägliche Leben jedes Einzelnen.

Anfang Februar 1346 wurde in Westminster eine große Ratsversammlung abgehalten, bei der alle weltlichen und kirchlichen Größen zusammen kamen, um die Herausforderungen für die bevorstehende Kampagne nach Frankreich abzuwägen und den Thronanspruch auf den französischen Thron durch Edward geltend zu machen. Es waren auch Repräsentanten der letzten kontinentalen Verbündeten Edwards, Flamen und Bretonen, zugegen. Edward musste klar gewesen sein, dass der Erfolg der Kampagne hauptsächlich von den englischen Truppen abhängen würde. Über die flämischen, deutschen oder bretonischen Hilfstruppen konnte der König aufgrund der Befehlskette nur indirekt oder manchmal auch gar nicht befehlen. Dies bedeutete, dass Edward III. die Truppen in einem noch nie dagewesenen Ausmaß für eine kontinentale Expedition in den eigenen Provinzen ausheben musste. Er strebte vermutlich eine zwischen 15.000 und 20.000 Mann starke Invasionsarmee an. Für englische Verhältnisse war dies eine selten dagewesene Stärke und diese Truppen mussten samt Verpflegung und Ausrüstung über den Ärmelkanal gebracht werden, was das nächste Problem für Edward III.

¹⁷ Prestwich, Michael: The Three Edwards. War and State in England 1272-1377. Fakenham, Norfolk: 1980, S.2.

¹⁸ Ebd., S.296.

darstellte.¹⁹ Nur sein Großvater Edward I. verfügte über ein größeres Heer für seine Walesfeldzüge. Für seinen ersten walisischen Krieg hatte er ungefähr 15.500 Fußsoldaten unter Vertrag. Während der Regierung von Edward III. und der Zeit des Hundertjährigen Krieges wurden die Armeen kleiner, aber besser ausgerüstet.²⁰ Die Finanzierung eines solchen Wagnisses war kompliziert und mit dem bis dahin praktizierten System kaum machbar. Edward war, wie auch Philip VI, auf Kredite von seinen eigenen Landsleuten sowie ausländischen Kreditgebern angewiesen. Um die benötigten Summen zu bekommen, musste Edward dem Parlament immer mehr Macht abtreten.²¹ Im Jahr 1346 kollabierte die Bardi Bank in Florenz, was eine Warnung an alle anderen Investoren darstellte, die daran dachten der englischen Krone Geld zu leihen. Im Februar 1346 wurden neunzig reiche Geistliche zu Krediten in der Höhe von rund 15.000 Pfund gezwungen. Den Städten erging es nicht besser. Auch sie mussten dem König Kredite gewähren. Ausländische Geistliche, die Pfründe in England oder Frankreich hatten, waren finanziell besonders verwundbar. Ihre Agenten und Eintreiber wurden Anfang März vor den Rat berufen und dazu eingeladen, das Einkommen eines Jahres zu den Kriegsaufwendungen beizusteuern. Als diese ablehnten, wies Edward sie darauf hin, dass er es sich ohnehin nehmen würde.²² Auf der einen Seite musste Geld für die waghalsige Unternehmung einer Expedition aufgetrieben werden und auf der anderen musste ein Heer zusammengestellt werden.

Rekrutierung

Schon Edwards Großvater Edward I. hatte Probleme, Männer dazu zu bewegen, in Flandern zu kämpfen, und die walisischen Bogenschützen und Speerträger verweigerten gar, ihr Haus zu verlassen, bis sie im Voraus bezahlt wurden.²³ Nun stand sein Enkel Edward III. vor ähnlichen Problemen, die Männer dazu zu bewegen über den Ärmelkanal in den Krieg zu ziehen, und so bot er der Kavallerie als Motivation sogar das doppelte Gehalt zwischen Juli 1338 und November 1339 an.²⁴ Unter Edward III. war es bereits üblich Männer zu rekrutieren, indem man Verträge mit ihnen abschloss. Rekruteure vereinbarten mit der Krone eine gewisse Anzahl an Männern für die Expeditionen zu stellen. Daher wusste die Krone

¹⁹ Sumption: S.489 ff.

²⁰ Prestwich, Michael: *Armies and Warfare in the Middle Ages. The English Experience*. London: 1996, S. 116.

²¹ Rogers, Clifford: *War cruel and sharp. English strategy under Edward III. 1327-1360*. Woodbridge: 2000, S.5.

²² Sumption: S.489

²³ Ebd. S.492.

²⁴ Prestwich: *Plantagenet England*, S.328.

genau, wie viele Männer sie zur Verfügung hatte und die Soldaten wussten hingegen zu welchen Bedingungen sie ihren Dienst leisteten.²⁵ Edward I. erbte ein Rekrutierungssystem, das sich im vergangenen Jahrhundert wenig geändert hatte. Jeder freie Mann zwischen 15 und 60, der Waffen und Equipment laut den verschiedenen Assize of Arms, beginnend mit der Assize of Arms 1181 von Henry II, besitzen musste, musste dem König folgen. Sie wurden durch "Horn und Geschrei" vom Sheriff für den Dienst zusammengerufen.²⁶ Die Entwicklung hin zu solch einem System war eine lange und bemerkenswerte Entwicklung unter Heinrich II.. Er verkündete 1181 die oben erwähnte „Assize of Arms“. In diesem Dokument werden alle freien Männer dazu verpflichtet militärische Ausrüstung zu besitzen. Dabei war ihr Einkommen ausschlaggebend. Jene, die über ein Einkommen eines Ritters verfügten, mussten ein Kettenhemd, einen Helm, einen Schild und eine Lanze besitzen. Hinter diesem System steht eine nach dem Einkommen gestaffelte Skala, die genau definiert, welche Ausrüstungsgegenstände jeder freie Mann besitzen musste. Dies ging hinab bis zum einfachen freien Mann, der ein Gambeson (ein gesteppter Wams), einen einfachen Helm und einen Speer besitzen musste. Gerichtliche Untersuchungen sollten garantieren, dass sich die Männer dem Gesetz entsprechend ausrüsteten. Unter Heinrich dem III. wurde die „Assize of Arms“ mehrmals neu erlassen und auf den neuesten Stand gebracht. 1242 mussten die reicheren Männer, also jene mit dem Wert an Land von mindestens 15 Pfund, zusätzlich zu der vorgegebenen Ausrüstung ein Pferd besitzen.²⁷ 1252 wurde das erste englische Bogenschützengesetz ausgerufen, welches besagt, dass jeder fähige Mann im Alter zwischen 15 und 60 Jahren einen Bogen und Pfeile in seinem Besitz haben musste. Die Bogenschützen entstammten offenbar nicht der ärmsten Klasse, sondern es handelte sich um Männer mit kleinen Landbesitzungen oder kleinen, mobilen Reichtümern. "all those who are able to shall have bows and arrows and outside the forest: those in the forest shall have a bow and piles"²⁸ Es wurde schnell klar, dass der Erfolg der Langbogenschützen im Ausland von der Entwicklung, der Organisation und dem Training zu Hause abhängig wurde. Wenn einmal ein königlicher Befehl zu den Waffen erlassen wurde, wurde die Rekrutierung von Stellungsbeauftragten durchgeführt, die in den Grafschaften die tauglichen Männer musterten. Dabei suchten sie die besten und fähigsten Männer aus. Die Infanterie wurde separat von der Kavallerie mobilisiert. Einheiten bestehend aus 20 Männern unterstanden einem Vintemar, 5

²⁵ Ebd., S.329.

²⁶ Ebd., S.150.

²⁷ Prestwich, *Armies and Warfare*, S.121.

²⁸ Strickland & Hardy, S.166.

solcher Einheiten einem Centenar oder Konstable. Trotz der Bemühungen die Truppen besser auszurüsten, kann man davon ausgehen, dass nicht allen Männern eine gute Ausrüstung zur Verfügung stand. Um seinen Widersachern entgegentreten zu können, brauchte Edward I. große Heere und somit war der Grundstein für die Reformierung der Musterung gelegt. Neben dem Umschwung im Rekrutierungsmuster und der Logistik, um Heere von solch einer Größe mobilisieren zu können, kam es im Laufe der Zeit auch zu Neuerungen auf dem Schlachtfeld, die teilweise aus taktischen Fehlern und deren künftiger Vermeidung oder taktischem Geschick resultierten, bis man schließlich jene taktische Abstimmung fand, die den Engländern die großen Siege des Hundertjährigen Krieges ermöglichten.

Exkurs: Die Transformation englischer Armeen

Die bei Crécy verwendeten Taktiken seitens der Engländer waren keineswegs neu. Schon 1066 bei der Schlacht von Hastings, deren erfolgreicher Ausgang zu einem großen Teil der intelligenten Kombination von Fernwaffen und Infanterie durch Wilhelm dem Eroberer zuschreiben war, musste die Effektivität einer solchen Kombination bekannt gewesen sein. Mittelalterliche Kommandanten wussten schon immer den Wert von Bogen- und Armbrustschützen zu schätzen. Bogenschützen spielten auch in den Armeen des 12. Jahrhunderts eine wichtige Rolle, sowohl „zu Hause“ als auch bei den Kreuzzügen. Besonders im Heiligen Land kam ihnen eine wichtige Aufgabe zu, um die berittenen türkischen Bogenschützen fernzuhalten, die ansonsten die Pferde getötet und die Armee hilflos zu Fuß zurückgelassen hätten. Egal, wo Bogenschützen zum Einsatz kamen, wichtig war nur, dass sie es in ausreichend großen Zahlen taten.²⁹ Es besteht kein Zweifel, dass Edward I. (1272-1307) seine Truppen durch das Ausheben großer Zahlen an Bogenschützen in seinen walisischen und schottischen Kriegen transformierte.³⁰ Der anglo-schottische Konflikt stellte die englische Kriegsmaschinerie stärker auf die Probe als die walisischen Konflikte. Für Schottland wurden neue Systeme der Kriegsführung entwickelt, die später unter Edward III. gegen die Franzosen angewandt wurden.³¹ Einige Forscher gehen davon aus, dass es bei den Kriegen gegen Wales unter Edward I. zu drei signifikanten Entwicklungen kam: 1. eine Reform in der Organisation,

²⁹ Bennett: The impact of English archery on later medieval tactics, S.51.

³⁰ Bennett, S.52.

³¹ Prestwich: Plantagenet England, S.250.

2. eine Reform in der Waffe und der Offensive und 3. Die Kombination von Infanterie und Kavallerie.³²

Diese Fortschritte in den Kriegen gegen Frankreich und Schottland legten den Grundstein für die späteren Erfolge von Edward III. 1298 spielten die englischen Langbogenschützen in der Schlacht bei Falkirk bereits eine wichtige Rolle. Sie dünnten die Linien der heranrückenden schottischen Schiltrons aus, bevor die Kavallerie angriff.³³ Ohne Unterstützung konnten selbst die am besten ausgerüsteten Ritter auf gepanzerten Pferden keinen Erfolg gegen „Igel“ von Speeren oder anderen Stangenwaffen erringen. Diese Erkenntnis wurde um 1300 von den Flamen und den Schweizern, allesamt disziplinierte Fußsoldaten, erfolgreich gegen ritterliche Heere eingesetzt.³⁴

In der Schlacht bei Bannockburn wurde den Engländern unter Edward II. 1314 die Nutzlosigkeit der Kavallerie gegen eine gut aufgestellte Infanterie vor Augen geführt. Die Schotten stiegen ab um zu kämpfen und hatten eine gut befestigte Defensivstellung. Sie orientierten sich dabei an den Flamen, die diese Taktik bereits 1302 bei der Schlacht der „goldenen Sporen“ bei Courtrai erfolgreich gegen eine französische Übermacht eingesetzt hatten. Daraufhin begannen die Engländer ihre Infanterie besser auszurüsten.³⁵ 1333 wurde Edward III. während der Belagerung der Stadt Berwick upon Tweed, im Zuge des zweiten schottischen Unabhängigkeitskampfes, von einem großen schottischen Heer bei Halidon Hill angegriffen, das die Stadt von den Belagerern befreien sollte. Die Schotten hatten circa 13.000 Männer und die Engländer circa 9.000. Edward bezog Stellung auf einem Hügel vor Berwick und arrangierte seine Truppen in 3 Abteilungen anstelle eines einzigen Blockes, wie es sonst meist bei englischen Kommandanten üblich war. Dabei ließ er viele adelige Ritter absitzen und auch er kämpfte, unstandesgemäß, zu Fuß. Die Abteilungen ließ er von Bogenschützen flankieren. Er schaffte es, eine starke Defensivstellung zu etablieren, und erwartete den Angriff der Schotten. Und sie griffen in vier Abteilungen an. Der Großteil der über den Hügel anrückenden Armee wurde von den Pfeilen der Bogenschützen niedergemacht. Das Aufsplitten der Armee von einer in drei Abteilungen ermöglichte es, die Bogenschützen zwischen den Abteilungen und an den Flanken zu positionieren, was einen effizienteren Einsatz der Bogenschützen erlaubte. So fand man die Taktik, die später in den Schlachten des Hundertjährigen Krieges zum Einsatz kam.³⁶

³² Strickland & Hardy, S. 149.

³³ Prestwich: Plantagenet England, S.252.

³⁴ Bennett, S.53.

³⁵ Prestwich: Plantagenet England, S.252.

³⁶ Hardy, Robert: The Longbow. Great Britain: 1992, S.53-54.

Eine weitere Entwicklung in den schottischen Kriegen war der Einsatz von leichter Kavallerie und berittenen Bogenschützen um die mobilen Schotten, die oft den Kampf verweigerten, verfolgen zu können.³⁷ Die Methoden, die unter Edward I. entwickelt wurden, waren sehr effektiv, um große Truppen zu stellen, aber Größe war nun mal nicht alles. Effektivere Armeen konnten gestellt werden, wenn man Ritter und Bogenschützen zu einer Einheit zusammenfasste. Dieser große Umschwung im Rekrutierungsmuster passierte unter Edward III., als die Regierung damit begann, in den mit den Kommandanten abgeschlossenen Verträgen nicht nur eine bestimmte Anzahl von Rittern, sondern auch von Bogenschützen zu fordern.³⁸ Dennoch kam es eher selten vor, dass große Armeen nach Frankreich geschickt wurden. Einer der Hauptgründe dafür waren die Transportprobleme. Große Armeen, die größtenteils aus relativ untrainierten Fußsoldaten bestanden, wie sie unter Edward I. nach Norden gegen die Schotten und Waliser marschierten, wären nicht besonders wertvoll gegen die gut ausgebildeten und ausgerüsteten französischen Truppen gewesen. Für den Krieg in Frankreich wurden kleinere und besser ausgerüstete Truppen mit einem hohen Anteil an Berittenen gebraucht.³⁹ Unter Edward III. wurde mehr darauf geachtet, dass die Truppen besser ausgerüstet und ausgebildet wurden. So wurden zum Beispiel um 1340, 200 nordwalisische Bogenschützen rekrutiert von denen jedoch nur 80 ausgewählt, besser ausgerüstet und nach Frankreich mitgenommen wurden. Walisische Kontingente kamen mit eigenen Priestern, Übersetzern, Standartenträgern und Ärzten. Die in 1345 in London ausgehobenen Bogenschützen waren mit Mänteln und Kopfbedeckungen aus rot und weiß gestreiftem Leinen ausgestattet. Details einer Stellung in Suffolk in den mittleren 1340ern zeigen, dass nur sehr wenige Männer mit Bögen ausgerüstet waren. Die Mehrheit der anwesenden Männer hatte einfach nur einen Stock und ein Messer. Stellungslisten aus Norwich zeigen, dass 1359 der Anteil von Bogenschützen die mit einem Bogen, Pfeilen, einem Schwert und einem Messer ausgerüstet waren, bereits gestiegen ist, jedoch war die Mehrheit noch immer mit primitiveren Waffen ausgerüstet. Um solche Männer in Bogenschützen zu verwandeln, musste die Krone das richtige Equipment zur Verfügung stellen und dafür Sorge tragen, dass sie sich im Bogenschießen üben. Es gibt keine Gewissheit über ein formelles Training, jedoch kann man sagen, dass besonders unter Edward III. das Training bei den „Butts“ (Lehmhügel mit einer Zielscheibe) forciert wurde.⁴⁰

³⁷ Prestwich: Plantagenet England, S.253-254.

³⁸ Prestwich: Armies and Warfare, S.125.

³⁹ Prestwich: Plantagenet England, S.332.

⁴⁰ Prestwich: Plantagenet England, S.332.



Abbildung 1: Training bei den Butts⁴¹

Dem König musste klar gewesen sein, dass der Erfolg seiner Bogenschützen im Ausland vom Training zu Hause abhing. Leider gibt es aus dieser Zeit keine genauen Angaben, wie so ein Training ausgesehen haben konnte. In Tudor-Zeiten war die erlaubte Minimaldistanz für erwachsene Männer 220 yards (201.17 m). Geschossen wurde auf runde Ziele mit einem Durchmesser von 18 Inch (45.72 cm).⁴² Ein Beispiel, wie Edward III. versuchte seine Untertanen zum Training mit dem Bogen zu animieren, stellt folgender Brief dar, den er 1363 an den Sheriff von Kent geschrieben hat:

The king to the sheriff of Kent, greeting.

Whereas the people of our realm, nobles as well as commoners, usually practiced in their games the art of archery, whereby honour and profit accrued to the whole realm and we gained not a little help in our wars, with God's favour; and now the art is almost totally neglected and the people amuse themselves with throwing stones, wood or iron, or playing handball, football, or "stick-ball" [*pila cacularis*, perhaps a kind of cricket] or hokey or cock-fighting; and some indulge in other dishonest games, which are less useful or worthwile, so that the kingdom, in short becomes truly destitute of archers.

We, wishing to provide an appropriate remedy for this, order you that in all places in your shire, as well within liberties as without, where you shall deem to be expedient, you shall cause to be proclaimed that everyone in the shire, on festival days when he has holiday, shall learn and exercise himself in the art of archery, and use for his games bows and arrows, or crossbolts or bolts, forbidding all and single, on our orders, to meddle or toy in any way in these games of throwing stones, wood, or iron, playing handball, football, "stickball", or

⁴¹ http://www.medievalists.net/2011/01/29/military-archery-in-medieval-ireland-archaeology-and-history/geoffrey_luttrell_psalter_1325_longbowmen/ am 03.05.2014

⁴² Rogers, Clifford J.: Tactics and the face of Battle. In: Frank Tallett & D.J.B. Trim: European Warfare, 1350-1750. Cambridge: 2010, S.211,

hockey, or cock-fighting, or any other games of this kind, which are worthless, under pain of imprisonment.

By the king himself.⁴³

Viele der Männer, die die Reihen der Armee füllten, brauchten wahrscheinlich wenig Training im Kampf, da die Tradition, die Gefängnisse zu leeren um die Armeen aufzufüllen, die unter Edward I. begonnen hat, noch immer weiterlebte. Über 1.800 Begnadigungen wurden für die Männer erlassen, die bei der Kampagne 1346/47 in Frankreich teilnahmen.⁴⁴

Die bevorstehenden Kampagnen hatten auch immer Auswirkungen auf die gesamte Ökonomie eines Landes: Neben den Soldaten mussten Waffen, Ausrüstungsteile, Proviant, Schiffe, Pferde und Handwerker besorgt werden. Ein Krieg war eine kostspielige und riskante Angelegenheit. Es gab in fremden Landen, in die man in feindlicher Absicht einfiel, neben dem Thron meist dennoch etwas zu holen: Lösegelder, Kriegsbeute und Landgewinn. Was wiederum die Frage aufwirft, ob eine Kampagne nicht auch lukrativ sein konnte. Im Falle der Crécy-Kampagne dürfte dies jedoch nicht zugetroffen haben.

Exkurs: Krieg und Wirtschaft

In den frühen Jahren des Krieges, bis 1340, war die Regierung wegen den Kriegsaufwendungen praktisch bankrott. In vielen Fällen, wenn auch nicht in allen, wurde das Geld, das Edward III. an seine Verbündeten auszahlte, von italienischen Banken und ausländischen Händlern beschafft. Es wurde nur sehr wenig englisches Geld exportiert und die Löhne der Soldaten wurden oft nicht prompt, und manchmal auch gar nicht, ausbezahlt. Die Haupteinnahmequelle der Regierung war der Handel mit Wolle. Dies hätte bedeutet, dass Geld durch die Händler zurück nach England gebracht würde, jedoch wurde dieses Geld dafür verwendet, um die Verbündeten in den Niederlanden zu bezahlen. Zu Beginn des Krieges wurde der Großteil der Kosten von Italienern und anderen Händlern getragen, die ihr Geld nie wieder sahen. Edward finanzierte seine Auslandskampagne mit ausländischem Geld. Mit fortschreitendem Kriegsgeschehen wurden die englischen Truhen durch Lösegelder und Kriegsbeute gefüllt, wenn man auch nicht sagen kann, dass es sich bei den Lösegeldern bis 1360 um große Summen handelte, was sich 1355 schlagartig mit der Gefangennahme von König Johann II. bei der Schlacht von Poitiers änderte. Die Forderung des Lösegeldes betrug

⁴³ Myers, A.R.: English Historical Documents. 1327 – 1485. Volume IV London: 1969, S.1182.

⁴⁴ Prestwich: Plantagenet England, S.332.

4 Millionen Écus, was circa den zweieinhalbfachen Einnahmen des französischen königlichen Haushalts entsprach, wobei die Forderung später auf 3 Millionen Écus gesenkt wurde.⁴⁵ Die Profite, die aus Lösegeldzahlungen geschlagen wurden, sind unkalkulierbar, aber es ist sicher, dass es in der Normandie, vornehmlich durch die Einnahme von Caen, viel zu holen gab. Nach dieser Kampagne waren viele englische Heime reicher mit französischem Glanz, in Form von Kriegsbeute, geschmückt als zuvor. Die Franzosen litten weit mehr unter den englischen Invasionen, als die Engländer unter den Seeüberfällen durch die französische Marine und den schottischen Einfällen. Die französischen Überfälle auf die englischen Küsten waren zwar nicht häufig, doch konnten sie verheerende Folgen haben, wie zum Beispiel die Attacke auf Southampton im Jahre 1338, die die Stadt an den Rand des Ruins brachte. Sie wurde im Zuge einer französischen Kampagne, die darauf abzielte, englische Häfen zu zerstören um den Handel Englands mit anderen Nationen zu unterbinden, beinahe vollkommen zerstört.⁴⁶ Im Norden waren die schottischen Überfälle bei weitem nicht so schlimm wie während der Regierung von Edward II., aber die Erholung der betroffenen Gebiete war durch die militärischen Aktivitäten von Edward III. limitiert. Die Hauptinvasion der Schotten 1346 endete mit einem englischen Triumph bei Neville's Cross, verursachte jedoch erheblichen Schaden für die englische Krone.

Der Hauptabsatzmarkt für englische Wolle waren die Niederlande, wo die großen Stoff produzierenden Städte durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen wurden. Die Manipulation des Wollhandels und die Auferlegung von hohen Zöllen durch die englische Regierung während der späten 1330er Jahre hatten starke Auswirkungen auf den Export von englischer Wolle. Der Krieg hatte auch direkte Auswirkungen auf die englische Schifffahrt. Schiffe lagen in den Häfen vor Anker und warteten auf die zu verschiffenden Truppen und günstiges Wetter. Wenn sie auf See waren, bestand ihre Fracht aus Truppen und Ausrüstung, anstatt Wolle und Handelsgütern.

Die Auswirkungen des Krieges auf die englische Wirtschaft konnte man von den Aktivitäten der englischen Münzprägeanstalten ablesen. Zu Beginn des Krieges gab es zu wenig Silber. 1338 wurde der Lohn des Portiers der Münzprägeanstalt in London von 3d zu 1d pro Tag gesenkt, als man merkte, dass er so gut wie nichts zu tun hatte. Trotz des Silbermangels waren Goldmünzen, meist französische Ecus, in Umlauf. Die Einführung englischer Goldmünzen 1344 führte zu einer Veränderung der Situation und 1350 erholte sich die Münz-Produktion sprunghaft. Der Krieg in Frankreich war nicht der Hauptgrund, warum sich das

⁴⁵ Ehlers: S.36.

⁴⁶ Prestwich: Plantagenet England, S.348.

englische Münzwesen erholte, doch trug er seinen Teil dazu bei. Edward III. musste nicht länger große Schulden im Ausland auf sich nehmen und er exportierte keine großen Summen an Geld ins Ausland, um seinen Krieg zu finanzieren, das Geld blieb also im Land. Ob die englische Wirtschaft schlussendlich vom Krieg profitiert hat oder darunter leiden musste, ist schwer nachvollziehbar. Veränderungen in der Wirtschaft während der Kriegsjahre, sollten nicht alle dem Krieg selbst zugeschrieben werden. Der schwarze Tod hatte starke Auswirkungen auf die Wirtschaft. Außerdem mussten hohe Kosten getragen werden: Die Steuern waren hoch und der Krieg schränkte Wirtschaft und Handel zweifelsohne in vielen Wegen ein. Die direkten Erlöse aus Lösegeldern und Kriegsbeute konnten dies vermutlich nicht wett machen. Nichtsdestotrotz konnten Vorteile aus dem Krieg geschlagen werden. Vor allem für einzelne Individuen, die Kriegsbeute mit nach Hause brachten oder die sich im Schlachtfeld als besonders ruhmvoll erwiesen und von da an in der Gunst des Königs standen.⁴⁷

Vorbereitungen für die Kampagne

Das englische Volk musste viele Bürden auf sich nehmen, um Edward III bei seinen Kriegsbemühungen zu unterstützen. Um sicher zu gehen, dass die Gegenseite sein Vorhaben nicht durchschauen konnte, ließ Edward von Jänner 1346 an Proklamationen verlesen, die die Bevölkerung vor dem Einfluss der französischen Krone warnten und weiterhin besagten, dass sie jegliches Angebot von Franzosen, das an sie gemacht würde, abzulehnen sei. Selbst in den Predigten wurde an die Loyalität der englischen Bevölkerung appelliert, damit diese den französischen Anreizen nicht erliegt. Die Engländer konnten die neuen Bürden, die der Krieg mit sich brachte, wahrscheinlich leichter auf sich nehmen als die Franzosen, da sie den Krieg als einen alltäglichen Teil des Lebens betrachteten. Die Zeichen standen gut für Edward III., denn adäquate Ernten während den 1340er Jahren vereinfachten die Vorbereitungen und das Parlament, das den natürlichen Widerstand gegen die Krone darstellte, trat bis zum September 1346 nicht zusammen.⁴⁸ Somit war der Weg für Edwards Feldzug mehr oder weniger frei, jedoch wurde weder die angestrebte Anzahl an Rekrutierungen erreicht, noch konnte der königliche Zeitplan eingehalten werden. Trotz alledem verfügte Edward über eine, die Qualität betreffend, noch nie dagewesene Armee. Diese Armee musste allerdings jetzt noch

⁴⁷ Prestwich: Plantagenet England. S.348.

⁴⁸ Sumption, S.491.

über den Ärmelkanal gebracht werden. Die im Vorjahr angeforderten Schiffe wurden im Februar 1346 im Hafen von Portsmouth erwartet, doch kamen nur wenige. Starke Stürme wüteten an der Südküste und jene Schiffe, die sich bereits auf dem Weg nach Portsmouth befanden, wurden von den Stürmen zerstört oder mussten umkehren. Andere Schiffe waren in ihren Häfen eingesperrt und konnten nicht auslaufen. Aber selbst wenn alle Schiffe, die angeheuert wurden, gekommen wären, wären es zu wenige gewesen. Um die gesamte Armee samt Tross in einer einzigen Überfahrt nach Frankreich zu bringen, wären schätzungsweise mindestens 1.500 Schiffe nötig gewesen. Daher kam es im März zu einer neuen Runde an Requisitionen und den für die Anheuerungen zuständigen Offizieren wurde gesagt, dass alles, was besser als ein Fischkutter war, anzuheuern sei. Das Datum für die Überfahrt wurde zuerst von 1. März auf 1. Mai und schließlich auf den 15. Mai 1346 verschoben.⁴⁹ Die Kapitäne der Schiffe wussten bis kurz vor dem Auslaufen nicht, wohin sie eigentlich segeln sollten. Im Herbst 1345 kam es zu einem generellen Arrest von französischen Kaufleuten in England. Die Häfen wurden überwacht und das Gefängnis in Newgate war mit Ausländern vollgepackt, die aus irgendeinem Grund Verdacht erregt hatten. Die Anstrengungen, um das Heer zusammenzustellen, konnten nicht geheim gehalten werden. Die Rekrutierungs-Offiziere waren auf der ganzen Insel unterwegs und versuchten die vereinbarte Anzahl an Männern zum vereinbarten Zeitpunkt zu stellen. Das Datum war also auf der ganzen Insel bekannt. Edwards Pläne mussten bis zu einem gewissen Grad mit den Flamen geteilt werden, die diverse Attacken aus dem Norden führen sollten, um die Aufmerksamkeit des französischen Königs auf sich zu ziehen. Flandern war voller französischer Spione, die als flämische Kaufleute verkleidet durch die englischen Sicherheitskontrollen schlüpfen und das Gehörte an die französische Krone weitergaben. So erfuhr die französische Krone von den Vorbereitungen in Portsmouth, jedoch wusste sie nicht, wo die Armee an Land gehen würde.⁵⁰ Die Franzosen reagierten auf die drohende Gefahr. Die Einfahrt von Haupthäfen wurden mit Holzpfehlen blockiert und es gab Versuche die Küste zu befestigen. Nördlich der bretonischen Halbinsel gab es nur weit verstreute Truppen von Küstenwächern, die durch genuesische Söldner aufgestockt wurden, verteilt von Mont-Saint-Michel nach Calais und Garnisonstruppen entlang der flämischen Grenze.⁵¹ Am 29. Juli befahl Philip den arrière-ban (zu Deutsch „Heerbann“) auszurufen. Jeder verfügbare Mann im militärischen Alter wurde nach Rouen gerufen. Es haben sich viele Männer eingefunden, doch waren auch viele von

⁴⁹ Ebd., S.492.

⁵⁰ Ebd., S.493.

⁵¹ Ebd., S.494.

ihnen schlecht ausgerüstet und kaum ausgebildet. Ihre Reihen wurden durch genuesische Söldner aufgefüllt, die zu spät kamen, um den Engländern auf See zu begegnen, und denen nun befohlen wurde, ihre Boote in der Seine zu versenken und mit der Armee zu Fuß zu kämpfen. Der Rest der königlichen Armee war im Land verstreut. Ein Teil war auf dem Weg nach Flandern, andere Teile waren noch immer auf dem Weg nach Rouen und andere sammelten sich in Paris oder Amiens.⁵² Im Hafen von Portsmouth fanden sich am Ende des Monats etwa 750 Schiffe, vom einfachen Küstenkahn bis hin zur 200 Tonnen Kogge, im Hafen ein. Die gesamte Tragekapazität der Schiffe lässt auf eine 7.000-10.000 Mann starke Armee schließen. Neben den Soldaten gab es Spezialisten und „Camp-Followers“, die ebenfalls auf eine Einschiffung warteten: Bergbauleute, die als Pioniere arbeiten sollten, Maurer, Schmiede, Ingenieure, Zimmerer, Zeltmacher, Ärzte, mehrere Dutzend Offizielle, Geistliche und Diener.⁵³ Die Männer wurden zwei Wochen im Voraus bezahlt. Die walisischen Bogenschützen und Speerträger, die noch nie in so großen Zahlen rekrutiert wurden, verweigerten ihr Haus zu verlassen, bis sie im Voraus bezahlt wurden.⁵⁴ Der Ankauf von Material für den bevorstehenden Feldzug war die größte bisherige Herausforderung dieser Art für die englische Regierung. Im Winter 1345-46 wurden mehrere tausende Bögen und mehre zehntausende „Sheaves“ an Pfeilen⁵⁵ von den Agenten der Sheriffs angefordert und eingesammelt.⁵⁶ Köcher, Nägel, Laderampen, Seile und Ketten und andere Kleinigkeiten wurden in Massen benötigt. Die größte Herausforderung stellte jedoch die Beschaffung der Verpflegung dar. Fleisch, Geflügel, Getreide, Gemüse und Futter mussten in großen Mengen beschafft werden. Die Bezahlung für die angekauften Güter erfolgte mittels Pfandscheinen oder manchmal sogar mit Bargeld. Es gab sieben Sammelpunkte, bei denen die Lebensmittel in Fässer gepackt und diese anschließend auf Barken geladen, um über den Flussweg zu einem der Sammelpunkte transportiert zu werden. Zwei Mühlen mahlten ununterbrochen Korn in Mehl. Es wurden Lagerhäuser angemietet und Schreiber führten Inventarlisten und Rechnungen. Kleine Schiffe transportierten die Vorräte rund um die Küste nach Portsmouth. Für den Transport wurden Kapitäne mit ihren Schiffen angeworben. Dieses ganze Vorhaben wurde mit einer bemerkenswerten Geschwindigkeit und Erfolg durchgeführt. Tatsächlich wurden zu viele Lebensmittel herangeschafft. Einige davon konnten nicht von der Armee aufgebraucht werden, bevor sie schlecht wurden, und so wurden

⁵² Sumption, S.513.

⁵³ Ebd., S.497.

⁵⁴ Ebd., S.492.

⁵⁵ 1 „Sheav“ sind 24 Pfeile

⁵⁶ Ebd., S.491.

einige Vorräte später aus Frankreich zurückgebracht und verkauft. All diese Anstrengungen führten schlussendlich dazu, dass die Armee samt Zubehör über den Ärmelkanal gebracht werden konnte.

Die Schlacht von Crécy 1346

„Crécy, battle of (26. August 1346) The first major battle won by Edward III. in France. Philip VI. and the French were defeated because of their impetuosity, the skill of the English archers, and Edward's command of the terrain.“⁵⁷



Abbildung 2: Die Schlacht von Crécy aus der Chronik von Froissart⁵⁸

Im Juli 1346 landete Edward in der Normandie bei St Vaast-la-Hogue. Er brachte schätzungsweise 2.700 Ritter, 3.250 berittene Bogenschützen und Hobelare, 7.000 unberittene Bogenschützen, 2.300 walisische Lanzenträger und andere Truppen mit sich, obwohl die Zahlen in der gesichteten Literatur sehr variieren.⁵⁹ Er marschierte mit seinen Truppen durch die Normandie und war dabei in Begleitung von Geoffroi d'Harcourt, einem französischen

⁵⁷ Bjork, Robert E (Hrsg): The Oxford Dictionary of the Middle Ages. Volume 2. Oxford: 1949.S.463.

⁵⁸ <http://cdn-4.britishbattles.com/100-years-war/crecy/battle-of-crecy.jpg> am 17.05.2014

⁵⁹ Matthew Strickland & Robert Hardy: From Hastings to the Mary Rose. The Great Warbow. Sparkford: 2011, S.223.

Adeligen, der die Unzufriedenheit der Grafschaft mit der Regierung der Valois repräsentierte und sich daher auf Edwards Seite stellte.⁶⁰ Bei ihrem Marsch durch das Herzogtum nahmen die Engländer Caen ein und blieben 5 Tage, bevor sie weiterzogen. Während seines Feldzuges wurde das Umland verwüstet, was zu großen Teilen der Disziplinlosigkeit und der fehlenden Kommunikation zuzuschreiben war. Obwohl Edward Plünderungen strengstens untersagte, konnten er und seine Offiziere nicht überall sein und so kam es zu Verstößen gegen seinen Befehl und einige Ortschaften und Städte gingen in Flammen auf. Nach Froissart ließ der König 20 Männer auf einmal hängen, die ein Kloster niedergebrannt hatten.⁶¹ Die Engländer zogen in einer Art Eilmarsch durch das Land, was die Überlegung aufwirft, ob das Schlachtfeld bei Crécy bewusst vom englischen König ausgewählt wurde, als sich die Lage zuspitzte.⁶² Seit 1340 folgte Philip VI. der Taktik, die auch in den folgenden Jahren des Hundertjährigen Krieges zum Einsatz kam, nämlich die Vermeidung des direkten Kontaktes mit dem Feind. Dabei stellt sich die Frage, wie lange solch eine Passivität seitens des Königs geduldet wurde. Denn die englische Taktik des „Chevauchées“, dem Raubzug durch berittene Truppen im Umland, richtete erheblichen Schaden an. Dabei wurden Häuser geplündert und Ernten zerstört, was eine permanente Aura der Unsicherheit schuf und dabei die Autorität des französischen Königs bei der Bevölkerung untergrub. Wie lange konnte der französische König untätig zusehen, wie seine Bevölkerung terrorisiert wurde? Er musste Edward also stellen. Philip war zu diesem Zeitpunkt noch nicht bereit, dem englischen Heer entgegenzutreten, und es brauchte Zeit, bis er sein Heer zusammengerufen hatte. Edward plante die Seine zwischen Paris und Rouen zu überqueren, um dann entlang der Somme weiterzuziehen. Nach der Einnahme von Caen, 12 Meilen vor Paris, änderte Edward abrupt die Marschrichtung nach Norden. Zu diesem Zeitpunkt hatte Philip bereits sein Heer zusammengerufen, das nun die Verfolgung aufnahm. Das französische Heer kam schneller voran, weil die Engländer unterwegs Verpflegung für sich und ihre Pferde besorgen mussten, was die hiesige Bevölkerung oft teuer zu stehen kam oder dies viele unschuldige Menschen mit ihrem Leben bezahlten. Schließlich konnte Philip Edwards Heer kurz vor der Somme einholen.⁶³ Edward vermied jedoch eine offene Feldschlacht und bezahlte einen Einheimischen, der ihm eine Furt bei Blanchetaque zeigte,

⁶⁰ Allmand, Christopher: *The Hundred Years War. England and France at war c. 1300-1450*. Cambridge, New York, u.a. 1988, S.15.

⁶¹ Sumption, S.521.

⁶² Ebd., S.224.

⁶³ Clifford, J.Rogers: *The Oxford Encyclopedia of Medieval Warfare and Military Technology*. Volume 1. Oxford, 2010: S. 438 ff.

wo das Heer den Fluss sicher überqueren konnte. Bogenschützen sicherten die Überquerung ab, und so konnte Edward knapp vor der Ankunft des französischen Heeres mitsamt seinen Männern übersetzen. Philip wollte nicht riskieren in eine Falle zu laufen und entschied sich daher, ein paar Meilen südlich bei Abbeville überzusetzen. Edward hingegen eilte zu einer Position nördlich des Waldes von Crécy, wo er gut zu verteidigendes Gelände fand und er den französischen Angriff erwartete.⁶⁴ Der Sinn eines Krieges war es vordergründig nicht, den Sieg durch das Schlagen von Schlachten über sein Gegenüber zu erringen. Rivalen konnten mit anderen Mitteln zur Räson gezwungen werden. Das Verwüsten ganzer Landstriche durch Feuer und Schwert wurde oft, in Form eines Chevauchées, ohne eine Schlacht erreicht. Land konnte durch Belagerungen von Burgen und Städten gewonnen werden. Aber manchmal kam es dann doch zur Schlacht, jenem kulminierenden Punkt einer jeden Kampagne, wofür schließlich die Truppen ausgehoben und organisiert wurden. Nur passierte das wahrscheinlich nicht so oft, wie man es vermuten möchte.⁶⁵ Eine Schlacht konnte als Prüfung vor Gott angesehen werden. Über Sieg oder Niederlage entschieden folglich nicht die Truppenstärke oder die angewandte Taktik, sondern der Kampf für die gerechtere Sache, wo sich jede Seite tunlichst Mühe gab diese für sich zu beanspruchen.⁶⁶ Lässt sich das Risiko nicht vermeiden und kann eine Entscheidung nicht anders herbeigeführt werden, so kommt es zum Gefecht. Bei den großen Schlachten des Hundertjährigen Krieges, Crécy, Poitiers und Agincourt war dies der Fall. Selbst wenn die Schlachtreihen in den angewiesenen Formationen standen, Gebete gesagt wurden, Reden gehalten und Banner ausgerollt wurden, konnte es noch immer passieren, dass eine Schlacht nicht stattfand. So standen zum Beispiel 1369 englische Truppen unter John of Gaunt in Tournehem, Normandie, eine ganze Woche den Franzosen gegenüber und es passierte nichts außer Scharmützel. Auch als sich zwei Ritter einer jeden Seite trafen, um sich auf ein Schlachtfeld zu einigen, kam es nicht zur Schlacht. Als schließlich der Earl of Warwick mit englischen Verstärkungen eintraf, kamen die Franzosen schlussendlich zum Entschluss, dass es besser wäre sich zurückzuziehen.⁶⁷ Im Fall von Crécy wurde offenbar ein Punkt erreicht, wo eine Entscheidung auf dem Schlachtfeld unumstößlich wurde, und so kam es schließlich, dass sich die beiden Armeen bei Crécy en Ponthieu endlich gegenüberstanden und es zur Schlacht kam.

⁶⁴ Ebd., S.439.

⁶⁵ Prestwich: *Armies and Warfare*, S.305.

⁶⁶ Ebd., S.308.

⁶⁷ Ebd., S.315.

Obwohl die Engländer müde waren und die Vorräte zur Neige gingen, hatten sie mehrere Vorteile gegenüber dem französischen Heer, die weiter unten näher erläutert werden.⁶⁸

Die Wahl des Schlachtfeldes

Bei den großen Schlachten des Hundertjährigen Krieges, Crécy, Poitiers und Agincourt hat es jedes Mal den Anschein, als ob die Engländer von den Franzosen gestellt und zum Gefecht gezwungen worden wären, wie es auch oft in der Literatur behauptet wird. Doch kann die Vermutung, dass die Engländer bei allen drei Schlachten auf das französische Heer gewartet und somit den Ort der Begegnung bewusst gewählt haben, nicht gänzlich von der Hand gewiesen werden. Am 26. August bezogen die Engländer Stellung und erwarteten das französische Heer. Es sieht so aus, als ob Edward III. eine bewusste Entscheidung bei der Wahl des Schlachtfeldes und der Entscheidung zum Kampf getroffen hatte.⁶⁹ Gründe die dafür sprechen sind: 1. Edward realisierte, dass er den Franzosen nicht entkommen konnte und es besser wäre ihnen auf einem Platz seiner Wahl entgegenzutreten, als verfolgt und nur teilweise vorbereitet erwischt zu werden. 2. Eine andere Ansicht ist, dass Edward durchaus die Entscheidung auf dem Schlachtfeld suchte und Philip unter den richtigen Umständen zum Kampf zwingen wollte. Es gibt große Unterschiede zwischen einem Überraschungsangriff auf einen unvorbereiteten Feind und vereinbarten Schlachten, bei denen beide Parteien genügend Zeit für die Vorbereitungen hatten.⁷⁰ Es gelang wohl nur in den seltensten Fällen, einen Feind komplett unvorbereitet anzutreffen. Edward forderte Philip im Laufe der Kampagne mehrmals heraus und es war Philip, der zurückzog. Crécy war ein exzellenter Platz, um den Franzosen in einer Schlacht entgegenzutreten. Zum einen war die Erhöhung, die sich zwischen dem Dorf und Wadicourt erstreckte, ideal, um eine starke Defensivposition zu etablieren, zum anderen war es in Ponthieu, das englisches Territorium war, welches durch Erbschaft 1279 zu England gekommen ist. Somit hatte Edward neben dem Vorteil einer starken Defensivposition den moralischen Vorteil, auf „heimischem“ Boden zu kämpfen.⁷¹ Obwohl es fraglich ist, ob englischer Boden in Frankreich die Moral der Männer sonderlich heben konnte in Anbetracht dessen, dass sie bald einer französischen Übermacht entgentreten würden. Die Vorbereitungen im Vorfeld der Schlacht waren sorgfältig. Neben der Errichtung einer

⁶⁸ Allmand, S.15.

⁶⁹ Ebenso argumentiert Anne Curry in: Der Hundertjährige Krieg (1337-1453), S.58-59.

⁷⁰ Ayton & Preston, S.310

⁷¹ Prestwich, Michael: The Battle of Crécy. In: Andrew Ayton and Sir Philip Preston Bart.: The Battle of Crécy, 1346. Woodbridge, 2005: S.141.

Wagenburg ließ Edward angeblich die Bogenschützen Löcher ausheben, um sich vor einem Kavallerieangriff zu schützen. Diese Löcher oder „Pits“ werden in der Literatur oft auch als mitunter schlachtentscheidend genannt. Einen Hinweis auf diese Löcher findet man jedoch nur bei Geoffrey Le Baker⁷², und Micheal Prestwich geht davon aus, dass es sich dabei lediglich um einen narrativen Einschub handelt, der nicht der Realität entspricht.⁷³ Das Hauptproblem mit traditionellen Interpretationen des Schlachtfeldes liegt nicht in der englischen Position, sondern im französischen Vormarsch. Die meisten Rekonstruktionen der Schlacht gehen davon aus, dass das französische Heer gerade auf die englischen Linien zu marschierte, durch das Vallée des Clercs und anschließend den Hügel hinauf. Ein topographisches Problem dieser Interpretationsversuche ist, dass das französische Heer, um das Tal zu durchqueren, eine steile Böschung, die an manchen Stellen beinahe vertikal war, überwinden musste. Dieses natürliche Hindernis konnte ernsthafte Probleme für das Heer darstellen. Die Infanterie hätte Schwierigkeiten gehabt, die Böschung zu überwinden und manche Pferde wären zweifelsohne gefallen.⁷⁴ Das Vorrücken des französischen Heeres kann nicht originalgetreu wiedergegeben werden, es kann jedoch mit Sicherheit gesagt werden, dass die französischen Linien durch eine trichterförmige Zone mussten, um zu den englischen Linien zu gelangen und nicht viel Platz hatten, um ihre Linien zu formen.

Die Aufstellung der Truppen

Philip wusste nicht, dass Edward sich auf die Schlacht vorbereitete, als er am Morgen des 26. August Abbeville mit seinem Heer verließ. Als Philips Vorhut schließlich die englischen Schlachtreihen sichtete, war das französische Heer über 12 Meilen auf der Straße zerstreut, und plötzlich stand der französische König einer circa 200 yards (circa 182 Meter) langen englischen Schlachtreihe gegenüber.^{75 76} Edward wählte ein ausgezeichnetes Areal, um den französischen Angriff zu erwarten: einen nach Südosten abfallenden Hügel, der sich von Crécy bis Wadicourt erstreckte.

⁷² Geoffrey Le Baker war ein englischer, dem Klerus angehöriger, Chronist, dessen Lebensdaten unklar sind. Er erstellte sein Hauptwerk, die „Chronicon Angliae temporibus Edwardi II et Edwardi III“ vermutlich zwischen 1350 und 1357. Vgl. Barber, Richard: *The Chronicle of Geoffrey le Baker*. Translated by David Preest. Woodbridge 2012, S.xxiv.

⁷³ Prestwich, Michael: *The Battle of Crécy*, S.341.

⁷⁴ Ebd., S.142.

⁷⁵ Nolan, Cathal J.: *The Age of Wars of Religion, 1000-1650: An Encyclopedia of Global Warfare and Civilization*, Greenwood: 2006, S.196.

⁷⁶ Rogers, Oxford Encyclopedia, S.439.

Der König selbst beobachtete das Kampfgeschehen von einer Mühle aus und formierte seine Truppen in drei Abteilungen, die von den Bogenschützen flankiert wurden, damit die heranrückenden Truppen von links und rechts beschossen werden konnten⁷⁷. Der rechte Flügel unter seinem Sohn Edward of Woodstock, dem Prinzen von Wales, bestand aus 1.200 Rittern, 4000 Bogenschützen und 3000 Walisern. Der linke Flügel unter den Earls von Arundel und Suffolk und dem Bischof von Durham bestand aus 1.200 Rittern und 3000 Bogenschützen. Die Reserve des Königs kam auf 1.600 Ritter und 4.000 Bogenschützen, wobei die Zahlen in der Literatur variieren⁷⁸. Hinter den Linien befahl der König die Errichtung einer „Einzäunung“, die aus sämtlichen Wägen und Fuhrwerken der Armee bestehen sollte. In der Mitte wurden die Pferde und das Gepäck positioniert. In diese „Wagenburg“ führte nur ein Weg hinein und einer wieder hinaus.⁷⁹ Diese wiederum wurde wahrscheinlich von leichten Kanonen und Bogenschützen verteidigt. Vor der Wagenburg waren die drei Divisionen aufgestellt. Die Bogenschützen waren wahrscheinlich an den Seiten in einer dreieckigen Form platziert und zusätzlich formten sie eine Art „Raster“ vor den abgesessenen Rittern.⁸⁰ Die Franzosen formierten sich in drei Linien. In der ersten Linie standen die 6.000 genuesischen Armbrustschützen und der blinde König Johann von Böhmen mit seinem Gefolge, das von 300 Rittern begleitet wurde und der in Crécy sein glorreiches Ende finden sollte. Die zweite Linie unter dem Grafen von Alencon, dem jüngeren Bruder von König Philip, bestand aus 12.000 Rittern, der damaligen Blüte der französischen Kavallerie. Wie bei den Engländern variieren die Zahlen über die Gesamtstärke des französischen Heeres in der Literatur. Die Schätzungen liegen bei einer Gesamtstärke zwischen 20.000 und 38.000 Männern. Wobei die Mehrheit der moderneren Publikationen auf eine Gesamtstärke von ca. 38.000 Mann schließen lässt.⁸¹ Philip selbst kommandierte, wie auch Edward, die Reserve, die aus den übriggebliebenen Berittenen und der nachgekommenen Infanterie bestand. Am Nachmittag setzte kurz Regen ein. Eine Begebenheit, die für viel Spekulation über das Versagen der Armbrustschützen oder die Überlegenheit der Langbogenschützen sorgte. Um ca. 5 Uhr nachmittags starteten die

⁷⁷ Tout, T.F.: The History of England. From the Accession of Henry III. to the death of Edward III. (1216-1337). London, New York (u.a.) 1930: S.363.

⁷⁸ Die hier vorgeschlagene Gesamtstärke des englischen Heeres beläuft sich auf 18.000 Mann, Robert Hardy hingegen schlägt eine Anzahl zwischen 12.000 und 13.000 Männern vor (vgl Longbow, S.66). Jonathan Sumption schließt von der Gesamtanzahl der Schiffe auf eine 7.000-10.000 Mann starke Armee (S.497 wobei unklar bleibt wie hoch die Anzahl der verbündeten Truppen war)

⁷⁹ Ayton & Preston, S.143.

⁸⁰ Ebd, S.146.

⁸¹ Vgl. Rogers, Oxford Encyclopedia, S.439. Jonathan Sumption geht von 8.000 Men at Arms und 6.000 genuesischen Armbrustschützen, sowie einer unbestimmten Anzahl von Infantristen aus. S.517

genuesischen Armbrustschützen ihren Angriff auf die englischen Linien, die sie für die anschließende Kavallerieattacke aufweichen sollten, doch schossen da auch die Langbogenschützen zurück.⁸²

Die Position der englischen Langbogenschützen auf dem Schlachtfeld

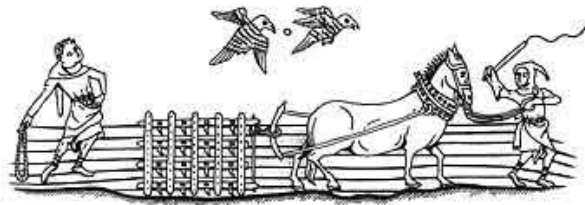


Abbildung 3: Egge⁸³

Die Aufstellung und die Effektivität der Bogenschützen, denen für den Sieg über die Franzosen eine bedeutende Rolle zugesprochen wird, war schon oft Gegenstand von Diskussionen. Die Position der

Bogenschützen in den englischen Linien wird als seitlich beschrieben, sodass sie die Men-at-Arms nicht behinderten, jedoch nicht als eigener Flügel. So konnten die Bogenschützen nicht frontal angegriffen werden und sie konnten den Gegnern mit Kreuzfeuer begegnen. Geoffrey le Baker berichtet, dass die Bogenschützen an den Flanken der Armee positioniert wurden, damit sie keinem Frontalangriff der französischen Reiterei ausgeliefert wären. Für Diskussion sorgte ein einzelnes Wort, das man bei Froissart findet. „Herce“ Jean Froissart beschrieb die Aufstellung der Bogenschützen in „a manière d’une herce“, der Formation eines Pfluges, obwohl die Bedeutung unklar ist.⁸⁵ Man kann davon ausgehen, dass es sich um einen Gegenstand handelte, welcher der mittelalterlichen Gesellschaft durchaus bekannt war und der keiner näheren Erläuterung bedurfte. Versteht man die Bedeutung als „Egge“⁸⁶ und ist dies lediglich auf die Aufstellung der Bogenschützen bezogen und nicht auf die gesamte englische Linie, kann man davon ausgehen, dass die Bogenschützen sieben oder acht Reihen tief, an den Flanken der restlichen Infanterie, in einer losen Formation und nicht direkt hintereinander aufgestellt



Abbildung 4: Tenebrae⁸⁴

⁸² Rogers, Oxford Encyclopedia, S.439.

⁸³ http://www.historylearning site.co.uk/medieval_farming1.htm am 15.05.2014

⁸⁴ <http://www.roundchurch.ca/holy-wednesday/> am 16.05.2014

⁸⁵ Ebenso spekuliert Jim Bradbury in „The Medieval Archer“, S.97ff.

⁸⁶ „Egge“ bezeichnet ein landwirtschaftliches Bodenbearbeitungsgerät mit Zinken, das eingesetzt wird um Erdschollen zu zerkleinern. In: Kreyssig, W.A.: Ackerbestellungskunde oder Anleitung zur Beurbarung und zweckmäßigen Bestellung des productiven Bodens für die Erzeugung der Feldfrüchte. Leipzig: 1831, S.124.

waren. Diese Formation hätte sie dazu befähigt, in einem weiten Bogen auf den Feind zu schießen.⁸⁷ Die Bedeutung dieser Phrase ist bis heute unklar. Die am meisten verwendete Interpretation ist, dass er damit eine dreieckige Formation meinte, die einem Pflug gleicht. Eine weitere Möglichkeit das Wort „herce“ zu interpretieren wäre, auf das dreieckige Format eines Kerzenständers, eines so genannten Tenebraes, zu verweisen, der auch in der heiligen Woche Verwendung findet. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass ein Mann der Kirche, wie Jean Froissart⁸⁸ einer war, eher auf einen Kerzenständer aus dem liturgischen Gebrauch als auf ein landwirtschaftliches Gerät anspielte.⁸⁹ Die Quellen sind nicht ausreichend übereinstimmend, und man kann nicht mit Sicherheit sagen, wie die Engländer für die Schlacht aufgestellt waren.⁹⁰ Die Grafik auf der folgenden Seite soll einige der vielen Interpretationen darstellen:

⁸⁷ Bennett, S.54.

⁸⁸ Jean Froissart lebte von 1337 bis circa 1404 lebte und am Hofe Edwards III. (1362-1368) Bekanntschaft mit Edward, dem schwarzen Prinzen von Wales (1366-1367) und vielen anderen, die ihn mit Informationen versorgten. Er besuchte auch David II. von Schottland (1365). Die gesammelten Informationen verarbeitete er in seiner Chronik, die die erste Hälfte des Hundertjährigen Krieges beschreibt. (1337–1453). Vgl. Rogers: The Oxford Encyclopaedia, Vol. 2, S.139ff.

⁸⁹ Ayton & Preston, S.144.

⁹⁰ Ebd., S.146.

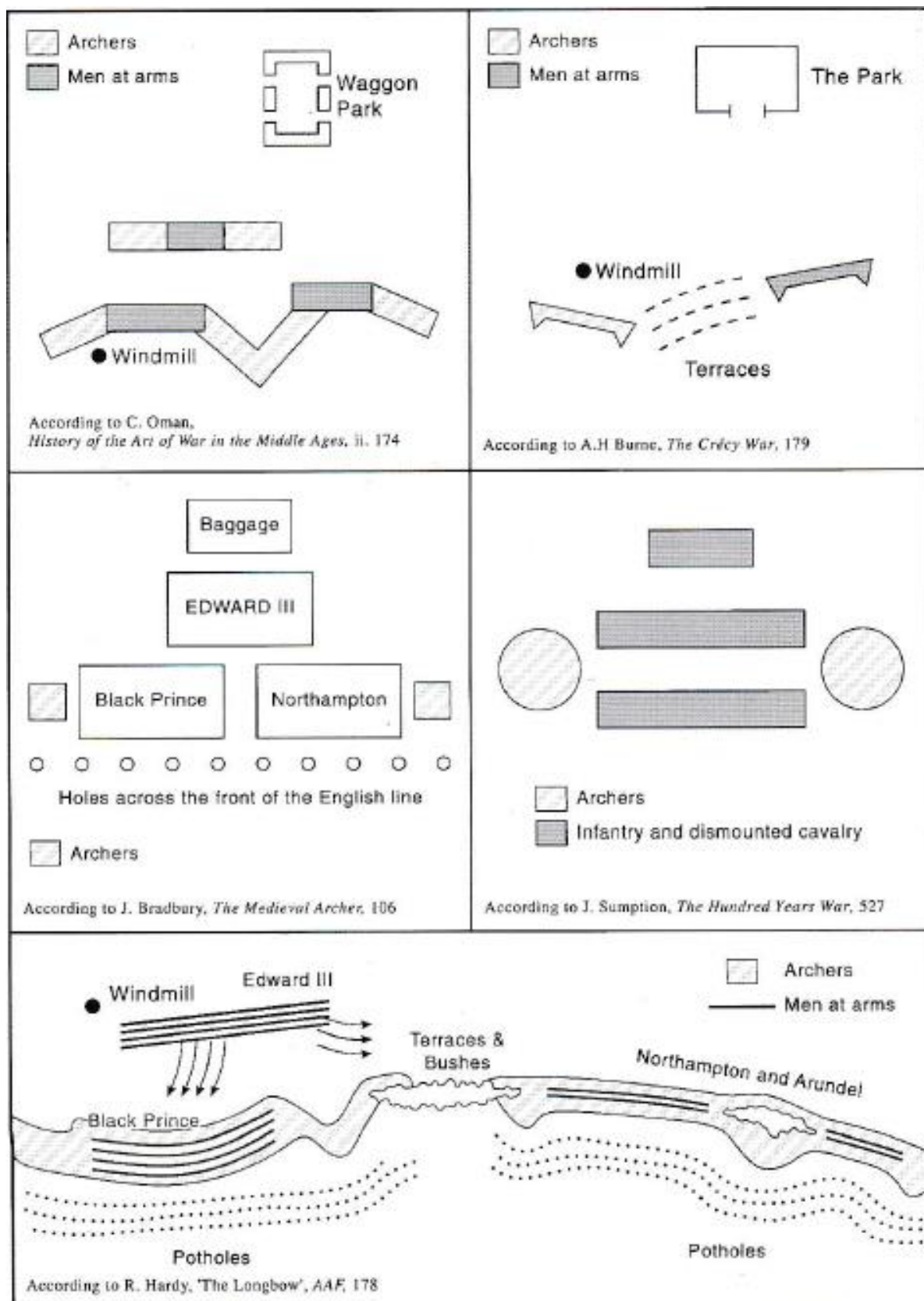


Abbildung 5: Varianten für die Aufstellung der Bogenschützen bei unterschiedlichen Autoren⁹¹

⁹¹ Prestwich: *Armies and Warfare*, S.320.

Die obige Grafik zeigt einige unterschiedliche Interpretationen über die Aufstellung der Truppen bei Crécy. Es gibt jedoch nicht genügend Belege, um eine dieser Varianten als „die Richtige“ zu identifizieren. Sie haben alle, bis auf eine, eine Schwäche gemein. Man kann nämlich mit Sicherheit sagen, dass die Anzahl der Bogenschützen die der Ritter bei weitem übertraf und nur in Robert Hardy's Darstellung wird ihnen genügend Platz zugesprochen, um ihre Linien zu formen.⁹²

Dies waren die Taktiken von Halidon Hill, die durch die Erfahrung der Befehlshaber perfektioniert wurden und nun zum ersten Mal in so einem großen Ausmaß gegen einen kontinentalen Gegner zum Einsatz kamen. Anteil daran hatte vermutlich der Earl of Northampton, der nicht allzu lange davor in Morlaix kämpfte, wo ähnliche Taktiken erfolgreich eingesetzt wurden.⁹³

Das Kampfgeschehen

Der Beginn einer Schlacht war von Chaos und Lärm gekennzeichnet. Lärm wurde als Waffe eingesetzt, um den Gegner einzuschüchtern und die eigenen Truppen zu motivieren. Zur Eröffnung der Schlacht von Crécy begleiteten Trommeln und Trompeten den Lärm und die Kampfschreie der Engländer. Der Kampfschrei der Franzosen „Montjoie St. Denis“ wurde von den Engländern mit einem „St George for Guyenne“ beantwortet.⁹⁴ In manchen Fällen fügten Chronisten ihren Erzählungen über die Schlachten eine Rede vor den Truppen hinzu. Natürlich hat es solche Reden gegeben, aber es gab sicherlich Probleme eine so breite Masse anzusprechen, da die hinteren Reihen mit hoher Wahrscheinlichkeit ohnehin nichts von dem Gesagten verstanden haben.⁹⁵ Aber Gebete und Reden sollten die Moral der Männer hoch halten und boten ein hervorragendes stilistisches Mittel für die Chronisten, um eigene Anschauungen oder die Rechtfertigung der Schlacht vor Gott in ihre Erzählungen einzubauen. Edward gegenüber standen schätzungsweise 38.000 Mann unter dem Kommando von Philipp. Am Ende einer sich stetig erhebenden Fläche konnte Philipp die englischen Linien mit dem Wald von Crécy-Grange warten sehen. Edward hatte seine Truppen persönlich angeordnet und spornte jeden einzelnen dazu an, seine Pflicht zu tun, und er machte selbst Feiglinge zu

⁹² Ebd., S.321.

⁹³ Tout: S.363

⁹⁴ Prestwich, Michel: Armies and Warfare, S. 324.

⁹⁵ Ebd. S.312.

Helden, wenn man Jean le Bel⁹⁶ glaubt. Ein ernst zu nehmendes Problem in der Militärgeschichte ist, dass Krieg, Schlachten und Einzelkämpfe leicht zu romantischen Erzählungen mit poetischen Übertreibungen verkommen.⁹⁷ Das Ende des blinden Königs Johann, die Tapferkeit des schwarzen Prinzen und die Fähigkeiten Edwards bieten sich hierfür besonders gut an.

Chronisten führen unterschiedliche Gründe für die Niederlage der französischen Armee an. Jean le Baker zum Beispiel wollte Philipp von der Niederlage freisprechen und zeichnete daher ein Bild eines vorsichtigen und vorzüglichen Kommandanten, der unfreiwillig durch die Disziplinlosigkeit seiner Männer ins Gefecht gezogen wurde. Laut le Baker sandte Philipp Kundschafter aus, die die Stellung der Engländer und deren Stärke ausfindig machen sollten. Als diese zurückkamen und berichteten, dass Edwards Heer nicht weit von ihnen entfernt sei, schlug Philipp vor, das Nachtlager aufzuschlagen und am nächsten Morgen in voller Stärke in die Schlacht zu reiten. Einer der Beweggründe, einen solchen Befehl zu geben, war auch, dass ein großer Teil von Philipps Heer noch auf dem Weg zu ihm war. Dieser Befehl war allerdings nicht besonders einfach unter seinen Rittern durchzusetzen, deren Zorn nach englischem Blut verlangte. Hierzu schrieb le Baker:

„Keiner der Lords wollte umdrehen, bevor nicht der vor ihm zuerst umdrehte. Und jene, die vorne waren, wollten sich nicht zurückziehen, weil es für sie beschämend war. So blieben sie still stehen ohne sich zu bewegen und die anderen, die hinten waren, ritten nach vorne. All das geschah aus Stolz und Neid, die sie zerstörten... So also aufgrund von Stolz und Neid ohne Befehl reitend, einer nach dem anderen, bis sie die Engländer aufgeteilt in drei Abteilungen gut aufgestellt und auf sie wartend sahen. Dann, als sie ihre Feinde so nah gesehen hatten, wäre die Scham des Rückzugs noch größer gewesen.“⁹⁸

Andere französische Chronisten hingegen schreiben den schnellen und schlecht vorbereiteten Angriff Philipps Sturheit zu, der nicht auf seine Ratgeber hören wollte. Diese schlugen ihm angeblich vor länger zuzuwarten und die Kräfte zu ballen. Als der König die englischen Truppen in Reichweite sah, war er so von Zorn erfüllt, dass er weiteres Zuwarten ablehnte. So ließ er die Männer, die er hatte, antreten und platzierte vor ihnen leichte Infanterie und die genuesischen Armbrustschützen.⁹⁹ Die genuesischen Armbrustschützen standen unter dem Kommando von Ottone Doria und Carlo Grimaldi und sie waren gut trainierte, professionelle

⁹⁶ Jean le Bel lebte circa von 1290 und 1350. In seinen „Vrayes Chroniques“ beschreibt er die Geschehnisse unter Edward III. und nahm selbst an einigen Schlachten teil. Er befragte Teilnehmer der Schlachten und einige seiner Textteile wurden von Jean Froissart übernommen, der ihn bewunderte und seine Chronik als „wahre“ Chronik bezeichnete. Vgl. Bryant, Nigel: True Chronicles of Jean le Bel. 1290-1360. Woodbridge: 2011, S.1-4.

⁹⁷ Verbruggen, J.F: The Art of Warfare in Western Europe during the Middle Ages. From the eight Century to 1340, Suffolk, 1997: S.11.

⁹⁸ Strickland & Hardy, S.226.

⁹⁹ Strickland & Hardy, S.227.

Truppen. Fataler Weise waren jedoch ihre Pavesen¹⁰⁰ und große Teile ihrer Munition, möglicherweise auch Teile ihrer Defensivrüstung, noch auf den Packwagen, die dem Heer folgten. Die Genueser stellten sich diszipliniert auf, ließen einen dreifachen Kampfschrei erschallen und ließen ihre Bolzen nach dem dritten Schrei in Richtung der Engländer fliegen. Doch gerieten diese zu kurz und die englischen Langbogenschützen nahmen sie ins Visier. Die Genueser gerieten in einen „Pfeilregen“, falls man den Chroniken glauben schenkt. Dabei muss man sich nun fragen, warum diese gut ausgebildeten und ausgerüsteten Truppen gegen die Langbogenschützen ins Hintertreffen gerieten. Dabei spielen der Leistungsunterschied beider Kriegsgeräte und die Umstände der Schlacht eine gewichtige Rolle. Da die genuesischen Truppen gut trainierte Söldner waren, die sich durchaus auf ihr Handwerk verstanden, scheint es unwahrscheinlich zu sein, dass sie die Distanz zwischen den Linien so schlecht einschätzen konnten. Französische Chronisten suchen den Fehler nicht bei den Genuesern, sondern schreiben ihn dem Wetter zu: Ihnen zufolge waren die Sehnen der Armbrüste wegen des Regens aufgedunsen und verloren die Spannung, während die englischen Bogenschützen ihre Sehnen während des Regengusses unter ihren Helmen verbargen, um diese trocken zu halten. Dieses Argument kann wohl als Vorwand, um die fatale Niederlage der Franzosen zu erklären, verworfen werden. Die Sehnen der Armbrüste waren mit Sicherheit gewachst, wie es auch jene der Langbögen waren, um sie vor Feuchtigkeit zu schützen.¹⁰¹ Die Gründe für die Niederlage müssen also anderswo gesucht werden. Es ist unklar, wie viele Armbrustschützen in den Diensten von Philip standen. Die „Chronique Normande“ spricht von 2000 Mann, was wahrscheinlicher war als die höheren Zahlen der anderen Chronisten. Es ist auch unklar, wie viele der Bogenschützen ihre Pfeile auf die heranrückenden Genueser abfeuerten. Ging man aber davon aus, dass die Anzahl zwischen Armbrust- und Bogenschützen gleich gewesen wäre, hätten die Armbrustschützen aufgrund der hohen Feuerrate der englischen Bogenschützen einen großen Nachteil. Ein weiteres Problem, die Effizienz der beiden Geräte zu vergleichen, besteht darin, dass es nicht klar ist, welche Art von Armbrust die Genueser 1346 benutzten, ob es sich dabei um Stahl- oder Kompositbögen handelte, und wie sie ihre Armbrüste spannten. Nimmt man jedoch an, dass sie das Gürtel-Haken-System verwendeten, bei dem die Armbrust mittels eines Bügels mit dem Fuß am Boden fixiert und die Sehne mit einem Haken, der am Gürtel des Schützen befestigt war, gespannt wurde, waren die Armbrustschützen bestenfalls zu 4-6 Schuss pro

¹⁰⁰ war ein großer rechteckiger Holzschild, der im Mittelalter zumeist bei Belagerungen den Armbrustschützen und Bogenschützen als Deckung diente.

¹⁰¹ Strickland & Hardy, S. 227.

Minute fähig. Ohne ihre Pavesen und nur mit begrenzter Munition waren die Armbrustschützen chancenlos gegen die Langbogenschützen. Der Effekt letzterer war so beeindruckend auf die französischen Befehlshaber, dass diese jene Teile der leichten Infanterie, die sie zu Beginn mit den Genuesern an die Spitze der Schlachtformation stellten, zurück zu der Linie des Königs beorderten. Als der König seine Männer nach vorne trieb, begannen sich die Linien der Genueser unter den englischen Pfeilen aufzulösen. Froissart beschrieb die Szene so:

„Die englischen Bogenschützen schütteten ihre Pfeile so dicht und gleichmäßig über die Genueser aus, dass diese wie Schnee fielen. Als diese die Pfeile spürten, wie sie ihre Arme, ihre Köpfe und ihre Gesichter durchbohrten, wurden die Genueser, die niemals zuvor solche Bogenschützen getroffen hatten, in Verwirrung gestürzt. Viele durchschnitten ihre Bogensehnen und manche warfen ihre Armbrüste hin. Sie begannen sich zurückzuziehen.“¹⁰²

Eigentlich hätte es für die Armbrustschützen möglich sein sollen, sich hinter den Linien der Reiter zu regroupieren, wie es auch sonst üblich war. Aber ihnen wurde der Weg durch die Ritter versperrt. Jean Le Bel zu Folge wurde ihnen und der leichten Infanterie der Rückzug durch die undiszipliniert nachrückenden Ritter unmöglich gemacht, die so nahe kamen, dass ihre Pferde über die Genueser und die leichte Infanterie stolperten. Andere Quellen sprechen davon, dass es gezielte Befehle gegeben haben soll, um die Armbrustschützen, die den Verdacht der Feigheit oder insgeheim im Dienste des englischen Königs zu stehen, auf sich gezogen hatten, niederzureiten.¹⁰³ So lässt Froissart Philipp selbst den Befehl geben, das „Lumpenpack“ niederzureiten, da sie dem französischen Heer nur im Wege stünden. In den französischen Linien befanden sich viele Männer, die kürzlich vor der Schlacht den Ritterschlag erhalten hatten und nun ihre Chance nutzen wollten, sich im Kampf gegen den englischen König als ehrenvoll zu beweisen. Das Resultat aus den sich auflösenden Linien der Genueser und den nach vorne drängenden Rittern war ein sich schnell ausbreitendes Chaos. Dabei schossen die Bogenschützen weiter in das Durcheinander und verwundeten Pferde wie auch Reiter, die ohne Hilfe nicht mehr aufkamen.¹⁰⁴

Trotz der Verluste gelang es vielen französischen Rittern zu den englischen Linien vorzudringen. Dabei geriet besonders die Division unter dem Kommando des schwarzen Prinzen unter Druck. Der 16 jährige Edward wurde so stark bedrängt, dass seine Standarte kurzfristig zu Boden ging, was einen treuen Ritter dazu veranlasste, bei König Edward um Verstärkung anzusuchen. Dieser soll entgegnet haben, dass er keine Verstärkung schicken

¹⁰² Strickland & Hardy, S.227.

¹⁰³ ebd., S.227.

¹⁰⁴ Strickland & Hardy, S.228.

würde, solange sein Sohn noch am Leben sei, denn er solle die Chance bekommen, sich seine Sporen im Kampf zu verdienen, und dieser Tag soll der seine werden. So beschreibt Froissart die Geschehnisse während der Schlacht. Geoffrey le Baker, der in etwa zwischen 1358-1360 schrieb und wahrscheinlich seine Informationen von Mitgliedern des Haushaltes des jungen Prinzen bezog, attestierte dem jungen Edward beispiellosen Mut und Kampfgeist.¹⁰⁵ Die Kämpfe waren so heftig, dass der Prinz sogar zwei Mal in die Knie gezwungen wurde, doch sein Standartenträger, Richard FitzSimon, legte die Standarte auf den Boden und stellte sich drauf, damit sie nicht gestohlen werde und er sein Schwert mit beiden Händen zur Verteidigung des Prinzen, fassen konnte.¹⁰⁶ Eine andere gern erzählte Begebenheit ist, wie König Johann von Böhmen seinem Ende auf dem Schlachtfeld entgegenritt. Obwohl vor dem rechten Flügel des englischen Heeres der Platz für einen Angriff auf die englischen Linien von den gefällten Rittern und deren Pferden begrenzt war, drängte die zweite Welle des französischen Heeres zum Angriff. Unter ihnen war auch König Johann von Böhmen, der im Dienst von König Philipp stand. Der Legende nach war er zum Zeitpunkt der Schlacht von Crécy schon erblindet und ließ die Zügel seines Pferdes mit denen seiner Ritter verbinden und gab ihnen den Befehl, ihn geradewegs in den Kampf zu führen. Nach der Schlacht fand man ihn tot neben seinen Rittern.¹⁰⁷ Johanns Tod beeindruckte beide Seiten zutiefst. Er blieb bis zu seinem Ende seinem Bündniseid gegenüber Philipp treu und starb als Verkörperung des europäischen Rittertums. Auch die Engländer ließen ihm zu Ehren eine spezielle Zeremonie abhalten.

Nach der zweiten Welle artete der französische Angriff in ein Chaos aus, in dem eine unkontrollierte Welle nach der anderen an den englischen Linien zerschellte. Insgesamt waren es 14, 15 oder gar 16 Angriffe auf die englischen Linien. Die Disziplin in den englischen Linien war absolut. Nur Läufer verließen die Linien, um Pfeile zu sammeln.¹⁰⁸ Die Kämpfe dauerten an, bis es dunkel wurde, und Edward ließ die Mühle, die er als Kommandoposten benutzte, mit Holz füllen und anzünden, um das Schlachtfeld besser zu beleuchten. König Philipp wurde an diesem Tag Tapferkeit auf dem Schlachtfeld zugesprochen. Er wurde durch einen englischen Pfeil im Gesicht verwundet und er verlor zwei Schlachtrösser. Als es dunkel wurde und der französische Angriff immer mehr zusammenbrach, erlaubte er seinem Leibwächter, ihn vom Schlachtfeld zu führen.¹⁰⁹ Das heilige französische Banner, die

¹⁰⁵ Strickland, S.228.

¹⁰⁶ Ayton, S. 149.

¹⁰⁷ Strickland, S.229.

¹⁰⁸ Hardy: Longbow, S.73.

¹⁰⁹ Strickland & Hardy, S.229.

berühmte „Oriflamme“, wurde zerrissen inmitten der Toten und der Sterbenden.¹¹⁰ Die Abwesenheit des Königs markierte das Ende des aktiven Widerstandes. Unmittelbar nach dem Ende des ersten Tages gab es keine Verfolgung der geschlagenen Truppen. Es war spät und die Truppen mussten müde gewesen sein. Gegen Mitternacht wurde es den Männern erlaubt, die Linien zu lockern, die Rüstung jedoch noch nicht abzulegen. Der König dinierte mit den großen Männern der Armee in seinem Zelt und sie dankten Gott für ihren Sieg gegen das überlegene Frankreich. Am nächsten Morgen gingen viele Männer des englischen Heeres um das Schlachtfeld herum, womöglich auf der Suche nach Kriegsbeute. Da es neblig war und die Männer erschöpft waren, wurde von einer Verfolgung des geschlagenen französischen Heeres abgesehen. Einfache französische Bürger hielten sich in Hecken, Gruben und Wäldern versteckt. Sie hielten die umherstreifenden Engländer für Franzosen und bezahlten diesen Irrtum mit ihrem Leben. Dieser unschöne Abschluss markierte den finalen Sieg von Edwards Armee. Die englische Armee blieb in Bereitschaft, da die Gefahr bestand, dass sich die französischen Truppen neu formieren und erneut angreifen konnten. Also verbrachten sie auch den Sonntag, den Tag nach der großen Schlacht, auf dem Schlachtfeld. Die Überreste von Waffen und Rüstungen wurden auf, Edwards Geheiß hin, aufgestapelt und verbrannt, damit sie nicht wieder verwendet werden konnten.¹¹¹ Die Geistlichen der Abtei von Crécy führten Listen über die gefallenen Adeligen auf dem Schlachtfeld, und seitdem wird jenes Tal, wo die französischen Reiter ihre massierten Angriffe ritten und fielen, „Vallée des Clercs“ (Tal der Geistlichen) genannt.¹¹²

Jean le Bel schätzte die Zahl der Gefallenen auf neun tote Prinzen, ungefähr 12.000 Ritter und zwischen 15.000 und 16.000 Infanteristen auf Seiten der Franzosen. Die Verluste der Engländer bezifferte er mit lediglich 300.

Crécy war eine politische Katastrophe für die französische Krone, aber die militärischen Konsequenzen waren eher bescheiden. Edward hatte nicht genügend Männer, um einen permanenten Gebietsgewinn entlang seines Streifzuges erreichen zu können.¹¹³

¹¹⁰ Ayton, S. 150.

¹¹¹ Ebd., S. 152.

¹¹² Hardy, Longbow: S.74.

¹¹³ Sumption, S.532.

Faktoren für den englischen Sieg

Die Art, wie die Schlacht von Crécy gewonnen wurde, ist ein wichtiger Indikator, wie sehr der englische Erfolg auf dem Schlachtfeld von der Kombination verschiedener Waffengattungen abhing: Die Bogenschützen dünnten die Reihen der heranrückenden Kavallerie aus, sodass diese keine geschlossene Angriffslinie mehr bilden konnten, und am Ende hing der Sieg von den abgesessenen Rittern und der Infanterie ab, die mit ihren Lanzen und Speeren die Stellung halten mussten, um ein Zusammenbrechen der eigenen Reihen zu vermeiden.¹¹⁴ Die sorgfältige Auswahl des Schlachtfeldes zwang die Franzosen in eine definierte Zone vor der Standarte des schwarzen Prinzen, wo die Pfeile besonders wirksam waren.

Der Ausgang der Schlacht zu Gunsten der Engländer wurde von mehreren Faktoren begünstigt. Geht man, wie Strickland, davon aus, dass das Schlachtfeld von vornherein bekannt war und bewusst gewählt wurde, kann die von Edward verfolgte Taktik als Provokation der Franzosen gesehen werden, die einen schlecht organisierten Angriff gegen eine gut organisierte Defensivposition der Engländer zur Folge haben sollte.¹¹⁵ Crécy war ein Triumph einer disziplinierten und gut organisierten Armee, die von erfahrenen Kommandanten angeführt wurde, über eine große, aber heterogene und schlecht organisierte Armee von Söldnern, feudaler Kavallerie und Infanterie-Aushebungen. Wie effektiv Kavallerieattacken auch gewesen sein mögen, gegen abgesessene Ritter in einer defensiven Formation waren sie im 14. Jahrhundert weitgehend ineffektiv. Philipp musste sich dessen bewusst gewesen sein, denn er verzichtete bereits 1339 und 1340 auf einen Angriff auf die englischen Linien. 1346 riskierte er in einer ähnlichen Situation den Angriff, wohl weil die öffentliche Meinung es so wollte.¹¹⁶

Ein entscheidender Faktor für den Sieg war sicherlich die Erfahrung der Kommandanten. Edward selbst nahm 1327 an einer Kampagne gegen die Schotten teil und Männer wie Warwick, Northampton, Arundel und Suffolk hatten reichlich Erfahrung während der Kampagnen in Flandern und der Bretagne gesammelt. Auch in den unteren Rängen fanden sich viele erfahrene Veteranen, die der Armee mit ihrer Kampferfahrung weiterhalfen. Der Dienst in der Armee war nicht ausschließlich jungen Männern vorbehalten. Militärische Karrieren im 14. Jahrhundert konnten sehr lang sein. Viele der Männer, die die Schlachtreihen

¹¹⁴ Strickland, S.229.

¹¹⁵ Ebd., S. 230.

¹¹⁶ Sumption, S.532.

bei Crécy füllten, hatten eine harte Lehrzeit während Edwards Kriegen gegen die Schotten hinter sich. Natürlich befanden sich auch in Philips Heer erfahrene Krieger, die Erfahrungen in Flandern gesammelt hatten, doch war der Kern der englischen Armee kohärenter und disziplinierter. Edwards Armee war seit dem 12. Juli im Feld, und dies verschaffte ihm Zeit, Ordnung und ein gewisses Maß an Disziplin innerhalb seiner Armee durchzusetzen. Die Kampagne in der Normandie war erstaunlich erfolgreich und die Moral der Männer musste sehr hoch gewesen sein.¹¹⁷ Die Schlacht war ein Triumph für jene Taktiken, mit denen sie auf Niederlagen in den schottischen Unabhängigkeitskriegen reagierten. Diese Taktiken hatten drei Schlüsselemente. Zuerst war es wichtig, eine starke Defensivposition zu etablieren, dann waren da die Bogenschützen, die den gegnerischen Angriff aufbrachen, und schließlich der Einsatz von abgesessenen Rittern im Gemenge. Eine Neuerung gegenüber den vorher verwendeten Taktiken war die Wagenburg. Verwunderlich ist, dass die Franzosen nicht auf die englische Taktik reagieren konnten, obwohl sie ihnen nicht ganz unbekannt gewesen sein konnte. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts scheint sich ein Muster abzuzeichnen, wo abgesessene Truppen zumeist siegreich aus der Schlacht hervorgingen.¹¹⁸ In der Literatur wird manchmal sogar von einer „infantry revolution“ gesprochen, was weiter unten näher erläutert wird. Im Großen und Ganzen konnte kein Konsens über die taktische Aufstellung der englischen Truppen, die Rolle, die von den Bogenschützen gespielt wurde, und das Schlachtgefüge zwischen Bogenschützen und Rittern erreicht werden. Aber es scheint, als ob eben dies die zentralen Punkte wären, die entscheidend zum Sieg der Engländer beitrugen. Die Effizienz des Langbogens während der Schlacht ist eine signifikantere Frage als die Organisation der Bogenschützen.¹¹⁹

Für ein besseres Verständnis der Bogenschützen, deren Effektivität sowie deren Limits auf dem Schlachtfeld müssen folgende Punkte genauer untersucht werden:

1. Die Leistungsfähigkeit des Bogenschützen und dessen Werkzeug.
2. Wie der Bogenschütze in das Heergefüge des 14. Jahrhunderts passte und welche Rolle ihm dort zuteil wurde.
3. Wie konnte das Potenzial der Bogenschützen auf dem Schlachtfeld durch die Befehlshaber maximiert werden?¹²⁰

¹¹⁷ Ayton, S.155.

¹¹⁸ Ebd., S.156.

¹¹⁹ Ebd., S.153.

¹²⁰ Ayton & Preston: S.352.

Die Effizienz der Langbogenschützen in der Schlacht von Crécy

Ein Bogen war im Gegensatz zur Armbrust kein komplexer Ausrüstungsgegenstand. Er wurde aus einem Stück Holz angefertigt. Die Einfachheit dieser Waffe hatte einen Vorteil bei Crécy. Sollte es tatsächlich geregnet haben, konnte der Bogen einfach gespannt oder entspannt werden. So konnten die Sehnen schnell vom Bogen genommen und im Trockenen verstaut werden. Die Reichweite der Langbögen betrug mehr als 300 Yards (=270 Meter), am effektivsten war er jedoch bis zu 200 Yards (=180 Meter). Im Gegensatz zur Armbrust konnte man mit dem Bogen eine beeindruckende Feuerrate erreichen. Die Pfeile waren mit verschiedenen Spitzen versehen, wobei jede ihr Einsatzgebiet hatte. Die kurzen, scharfen Bodkins waren zum Beispiel effektiv gegen gewappnete Ritter.¹²¹ Im Vorfeld der Crécy-Kampagne wurden Befehle für die Beschaffung von 2.100 Bögen und 5.550 Sheaves (=133.200 Pfeile) gegeben. Natürlich war viel mehr Equipment verfügbar, weil jeder Bogenschütze seinen eigenen Bogen, 1 Sheav an Pfeilen und einen Köcher mitbringen musste. Es war der Beginn der Schlacht in der die Bogenschützen ihre wichtigste Rolle spielten. Sie konnten einen geschlossenen Angriff der französischen Reiterei verhindern. Als die Schlacht weiter wütete, war es wahrscheinlich, dass den Bogenschützen die Pfeile ausgingen und es für sie immer schwieriger wurde, die Ziele als freundlich oder feindlich zu identifizieren.

Den Sieg der Engländer durch überlegene technische Entwicklungen zu erklären wäre falsch. Man kann davon ausgehen, dass die Waffen- und die Rüsttechnik der beiden Armeen in etwa auf dem gleichen Level waren. Während der Regentschaft von Edward III. galten die englischen Rüstungen sogar als überholt, aber bei der Schlacht von Crécy waren die Engländer besser ausgestattet. Es wurden mehr Platten am Körper getragen und leichtere Schlachthelme ersetzten die alten sperrigen Modelle.¹²²

In der Mitte des 14. Jahrhunderts wurden die Kettenhemden, die den Träger von Kopf bis Fuß bedeckten, durch das Anbringen von Platten bei besonders verwundbaren Stellen, wie dem Kopf oder der Brust, verstärkt. Im 15. Jahrhundert wurden die Kettenhemden langsam durch die Entwicklung des Plattenpanzers verdrängt. Kettenhemden waren Jahrzehnte lang der Standardschutz für berittene Soldaten und auch manche Teile der Infanterie. Die Normannen, die neben England auch Italien, Sizilien und Palästina erobert hatten, trugen Kettenhemden

¹²¹ Für eine bildliche Darstellung und eine genauere Erklärung der verwendeten Pfeilspitzen, sei der/die geneigte LeserIn auf das Kapitel „Pfeile“ weiter unten verwiesen.

¹²² Ayton & Preston: S.153.

und eine Eisenkappe, die beim Gesicht ausgespart war. Im 12. Jahrhundert wurde diese Kappe langsam durch schwere Eisenhelme (Topfhelme) ersetzt, die den kompletten Kopf, bis auf schmale Sichtschnitte und Löcher für die Atmung, bedeckten. Im 13. Jahrhundert begann man damit Platten anzubringen.¹²³ Kettenpanzer waren effektiv gegen Hieb Waffen wie Schwerter. Ein schwerer Schlag konnte zwar die Ringe durchtrennen, doch würden diese noch viel von der Wucht des Hiebes abfedern. Sie waren auch effektiv gegen Pfeile, die mit einem leichten Bogen oder aus sehr weiten Distanzen verschossen wurden. Wie auch immer, konnten englische Langbögen und genuinesische Armbrüste Kettenpanzer ohne weiteres durchschlagen. Der steigende Einsatz von Bogenschützen auf den Schlachtfeldern Westeuropas war ein wichtiger Anstoß für die Entwicklung solider Ganzkörperrüstungen. Aber auch andere Faktoren spielten eine Rolle für die Entwicklung des Plattenpanzers: Im 13. Jahrhundert erfuhren der Erzabbau und die Schmiedetechniken wichtige Neuerungen. Ein generelles ökonomisches Wachstum und der damit verbundene steigende Wohlstand könnten dafür verantwortlich gewesen sein, dass sich mehrere Menschen eine Rüstung leisten konnten. Harnische wurden aus Schmiedeeisen hergestellt, da Stahl noch zu selten und teuer war. Die Qualität des Harnisches hing von dem verwendeten Eisen ab. Die Dicke der Panzer war europaweit in etwa dieselbe. Ein Bascinet (Beckenhaube) war ungefähr 3 oder 4 Millimeter dick. Brust- und Rückenplatten in etwa 2-3 Millimeter. Arm- und Beinstücke konnten auch nur 1 Millimeter an Dicke aufweisen.¹²⁴

Die Schlacht von Crécy wird gerne als Wendepunkt und als Durchbruch des Langbogens als „unbesiegbare“ Waffe dargestellt. Der englische Sieg ist nicht frei von nationalistischen Untertönen, und der Sieg gegen die zahlenmäßig überlegene französische Streitmacht ließ einige Kommentatoren eine Revolution in der Infanterie sehen, bei der die Überlegenheit der ritterlichen Kavallerie den Fähigkeiten einfacher Yeoman erlag.¹²⁵¹²⁶ Ayton und Preston gehen davon aus, dass die englischen Langbogenschützen bei der Schlacht von Crécy nicht andauernd in „Pfeilhageln“¹²⁷ geschossen haben, wie die Art, wie auf weit entfernte Ziele geschossen wurde, gerne in der Literatur bezeichnet wird - wegen der benötigten Menge an

¹²³ Livingstone, Marilyn & Morgen Witzel: The Road to Crécy. The English Invasion of France 1346. Harlow: 2005, S.43.

¹²⁴ Ebd. S. 44.

¹²⁵ Bennet, Matthew: The impact of English archery on later medieval tactics. In: Von Crécy bis Mohács. Kriegswesen im späten Mittelalter (1346-1526). Eine Publikation des heeresgeschichtlichen Museums Wien. Wien: 1997, S:51.

¹²⁶ Eine ausführliche Erklärung zum Begriff „Yeoman“ und wie er bei Geoffrey Chaucer Verwendung findet, findet sich weiter unten .

¹²⁷ auch „Clout“ Schießen genannt. Dies bedeutet, auf weit entfernte Ziele zu schießen, wobei in einem ca 45° Winkel geschossen wird, um die maximale Reichweite eines Bogens zu erreichen.

Pfeilen sowie deren Durchschlagskraft. Vielmehr ließen sie die Truppen in eine effektive Trefferzone heranrücken und eröffneten dann gezielt das Feuer. Diese Zone wird vermutlich zwischen 80 und 100 Metern gelegen haben, da man auf diese Distanz die Präzision des Schützen und die Durchschlagskraft des Pfeils optimal kombinieren konnte. Eine Gruppe Berittener, die sich auf gleicher Höhe mit 166 Metern in der Minute nähert, würden einem Bogenschützen vier oder fünf Schüsse erlauben, bevor ihn sein Ziel erreichte.¹²⁸ Allerdings spricht gegen diese Rechnung, dass man nicht mit Sicherheit sagen kann, wie schnell die heranrückende Kavallerie tatsächlich war. Die Beschaffenheit des Bodens, die Steigung, sowie etwaige Hindernisse wie gefallene Kameraden, konnten das Vorrücken verlangsamen, obwohl eine Geschwindigkeit von 10 km/h, wie sie von Ayton und Preston vorgeschlagen wird, etwas niedrig erscheint, wenn man bedenkt, dass ein gepanzertes Ross samt Reiter weit höhere Geschwindigkeiten erreichen konnte. Die von Ayton und Preston als „optimal“ definierte Trefferzone von 80 bis 100 Meter ist, abgesehen von technischen Kennzahlen wie der Parabel des Pfeiles, der effektiven Durchschlagskraft und der kinetischen Energie des Pfeiles, auch gut für den Schützen, da sein Ziel klar sichtbar war, die Flugbahn des Pfeiles flacher wurde und somit das Zielen leichter fiel. Bei solch einer nahen Distanz kann man davon ausgehen, dass auch die Nervosität des Schützen zunahm, da sich eine geschlossene Formation von gepanzerten Reitern im Galopp auf ihn zu bewegte. Aber desto größer seine Gefahr wurde, desto größer wurde auch sein Ziel. Den nötigen psychologischen Halt, um in solch einer Situation noch mit ruhiger Hand zu zielen, gaben ihm die Speerspitzen seiner Kameraden, die den Bogenschützen vor einer direkten Kavallerieattacke schützten.¹²⁹ Es ist unwahrscheinlich, dass die französische Kavallerie in einer einzigen weiten Front, also einem kompakten Block von Rittern zu Pferde, Welle für Welle gegen die englischen Linien ritt.. Das Annähern an die feindlichen Linien begann langsam mit erhobenen Lanzen, die erst ab einer bestimmten Distanz gesenkt wurden. Beim Befehl „spur on“ nahm die Geschwindigkeit zu und die Reiter fielen in einen schnellen Trott oder Galopp.¹³⁰ Vermutlich war es eben dieser Zeitpunkt, als die Langbogenschützen ihren ersten Pfeil lösten. Es ist fraglich, wie wirksam die erste Tranche an Pfeilen war, und ob alle Bogenschützen zur gleichen Zeit ihre Pfeile lösten, oder ob nur bestimmte Gruppen das Feuer eröffneten. Auch wenn die erste Tranche gegen die gepanzerten Reiter eher weniger wirksam war, so kann man doch davon ausgehen, dass sie eine Vielzahl an verwundeten Pferden hervorbrachte. Je dichter die

¹²⁸ Ayton & Preston: S.372.

¹²⁹ Ebd. S372.

¹³⁰ Verbruggen, *The Art of Warfare*. S.108.

Formation war, in der sich die Kavallerie näherte, desto größer war der Kollateralschaden, der entstand, wenn ein Pferd vor oder neben einem anderen fällt und ein anderes zu Fall bringt. Gefallene Pferde und Reiter, sowie verwundete Pferde, die für ihre Herren unlenkbar wurden, brachten den Angriff zu einem plötzlichen Halt, ohne die feindlichen Linien erreicht zu haben, da der Weg für die nachrückenden Linien blockiert war und sich diese erst einen Weg durch die „Haufen“ an Pferde- und Menschenleibern suchen mussten, wobei die verwundbareren Flanken der Pferde den englischen Linien präsentiert wurden, die den Bogenschützen ein gutes Ziel boten. Jeder Angriff, der gegen die englischen Linien versucht wurde und in die effektive Zone der Langbogenschützen kam, vermehrte die „Haufen“ an eingeklemmten, verwundeten Rittern und ihren verletzten Reittieren für die nachrückenden französischen Linien. Ein Pfeil verursacht nicht nur innere Verletzungen, sondern er erweitert auch die Aufdehnung des Wundkanals bei jeder Bewegung, wenn der Schaft des Pfeils in der Wunde bleibt, was unglaubliche Schmerzen verursachen musste. In diesem Gewirr von verletzten Menschen und Tieren wurde Kommunikation und ein koordiniertes Regroupieren der Gruppen zu einem geordneten Angriff vermutlich unmöglich. Neben den Schreien sorgten die Pfeilsplitter auch noch für psychologisches Unbehagen bei den französischen Linien. Trifft ein Pfeil auf einen harten Gegenstand, wie zum Beispiel eine Brustplatte einer Rüstung, kann es sein, dass er splittert. Diese Splitter verteilen sich dann in allen Richtungen, was einen Splitterregen zur Folge hatte. In der Literatur werden die entfesselten Kräfte in Form von Pfeilen gerne als „Pfeilstürme“ bezeichnet, was zu einem guten Teil den Chronisten und ihrer Darstellung des Geschehens zuzuschreiben ist. Gegen solche „Pfeilstürme“ sprechen allerdings drei Gründe: Erstens die begrenzte Anzahl von Pfeilen bei Distanzangriffen und deren geringere Wirksamkeit, zweitens stellten die Ritter auf eine weite Distanz, im Gegensatz zu den Armbrustschützen, keine direkte Gefahr drittens blieben bei der Masse an Franzosen viele stets außer Schussweite und konnten sich ein anderes Manöver überlegen, wie zum Beispiel über die Flanken anzugreifen.¹³¹

Die Rolle der Langbogenschützen war vor allem in der ersten Phase des Gefechts entscheidend. Durch das Aufbrechen des genuesischen Armbrustangriffs verhinderten sie Verluste in ihren eigenen Reihen. Die Durchschlagskraft ihrer Bögen und die zur Präzision getriebene Handhabung desselben durch den Schützen konnten den französischen Angriff weitgehend von den englischen Linien fern halten. Jedoch schafften es immer wieder kleine Gruppen der französischen Kavallerie zu den englischen Linien durchzubrechen, wobei

¹³¹ Ebd. S.371.

insbesondere das Umfeld des Banners von Edward Woodstock, dem schwarzen Prinzen, Schauplatz von Handgemengen wurde.¹³²

Die Effektivität eines Langbogenschützen wurde durch drei Faktoren eingeschränkt.

1. Die Munition. Wie man sich vorstellen kann, war die Anzahl an Pfeilen nicht unbegrenzt und dadurch versuchten die Kommandanten wohl, die Bogenschützen erst feuern zu lassen, wenn der Feind in einer Reichweite war, wo der Schütze sein Ziel tatsächlich treffen konnte und der Pfeil seine Effektivität zur Geltung brachte, was ein gutes Argument gegen einen andauernden „Pfeilhagel“ auf weite Distanz ist. Bei der Schlacht von Crécy war es den Schützen möglich, in Momenten großer Verwirrung auf französischer Seite Pfeile zu sammeln.

2. Die Formation: Ein Bogenschütze kann nur effizient eingesetzt werden, wenn er genug Platz hat und sein Schussfenster nicht behindert wird. Die Aufstellung der Bogenschützen bei Crécy suggeriert, dass die gestaffelte Aufstellung ein weitgehend unbehindertes Schießen ermöglichte, was durch das abfallende Gelände erleichtert wurde.

3. Die Sicht: Ein Bogenschütze kann nur auf das schießen was er sieht. Was so einfach klingt, stellt bei einer ineffizienten Aufstellung der Bogenschützen eine grobe Limitierung der Effizienz dar, wenn sie nicht in Masse feuern können. Wenn ein Feind zu nahe an die eigenen Linien kam, wurde es schwerer, die Ziele als freundlich oder feindlich zu identifizieren. Bei Crécy ließ die Effizienz des englischen Bogenangriffes sicherlich mit fortschreitender Stunde nach, da die Kampfhandlungen erst am späten Nachmittag begannen und es dunkler wurde. Dann war da noch die menschliche Komponente: die Ermüdung. Bögen mit Zuggewichten von 80 bis vermutlich 180 Pfund Zuggewicht¹³³ verlangten den Männern einiges an Kraft ab, worunter auch die Zielgenauigkeit litt.

Die Bogenschützen konnten bei Crécy deshalb eine entscheidende Rolle spielen, da die englischen Kommandanten es schafften, alle 3 Punkte weitgehend zu Gunsten der Bogenschützen umzusetzen. Die abgesessenen Ritter und die Speerträger gaben ihnen die nötige Sicherheit. Die englischen Kommandanten hatten erkannt, dass der Bogenschütze in solch einer Formation seine Fähigkeiten am besten entfalten konnte. Als die erste Welle unter den englischen Pfeilen zusammenbrach, war die französische Armee auf einem desaströsen Kurs, der durch die Topographie des Schlachtfeldes zu ihrer unvermeidbaren Niederlage führte¹³⁴

¹³² Ayton & Preston, S.376.

¹³³ Wie Robert Hardy in „The Longbow“, S. vermutet.

¹³⁴ Preston, S.377.

Infanterie gegen Kavallerie: Eine Revolution?

Wie Courtrai 1302, wo ein französisches Heer von einem flämischen Infanterieheer vernichtend geschlagen wurde, war die Schlacht von Crécy ein Zeichen der sich verändernden Welt im 14. Jahrhundert, in der der Ritter langsam die unangefochtene Hoheit über das Schlachtfeld zu verlieren begann. Mit dem Verlust dieser Vormachtstellung gingen auch ein schleichender Verlust seiner politischen Vormachtstellung und ein zunehmendes Aufbrechen feudaler Strukturen einher.¹³⁵

Unter Edward III. wuchs die Autorität des Parlaments gegenüber dem König. Er brauchte Geld, um seine Kriegsbemühungen während des Hundertjährigen Krieges zu finanzieren, und so konnte das Parlament erreichen, dass kein Gesetz oder eine zusätzliche Steuer ohne die Zustimmung der beiden Häuser, dem „House of Commons“ und dem „House of Lords“, erlassen werden konnte. Clifford Rogers, dessen These vielfach von anderen Historikern angefochten wurde, geht davon aus, dass die entscheidendsten und revolutionärsten Veränderungen in der europäischen Kriegsführung während der Zeit des Hundertjährigen Krieges passierten: Zum einen die „Infanterie Revolution“, die Veränderungen in der Zusammensetzung und Aufstellung der Armeen, und zum anderen die „Artillerie-Revolution“ als Kanonenpulver die Belagerungstaktiken grundlegend änderten.¹³⁶

Die Armeen, welche vom frühen elften Jahrhundert bis zum frühen vierzehnten Jahrhundert die Schlachtfelder dominierten, bestanden hauptsächlich aus feudalen Krieger-Aristokraten, die ihrem König den militärischen Dienst für ihre Lehen schuldeten. Sie kämpften öfter, um ihren Gegner gefangen zu nehmen, als ihn zu töten. Jene Armeen, die im Hundertjährigen Krieg auf das Schlachtfeld geschickt wurden, wurden zu einem guten Teil aus der bürgerlichen Bevölkerung rekrutiert. Sie leisteten ihren Dienst für bare Münze, kämpften hauptsächlich zu Fuß in engen, linearen Formationen, die sich mehr auf Fernkampftaktiken als auf die Stoßkraft von Kavallerieangriffen verließen. Und sie kämpften, um zu töten.¹³⁷

Bis zu dieser Veränderung im Rekrutierungsmuster wurde die mittelalterliche Kriegsführung durch die dominante Rolle der schweren Kavallerie geprägt.¹³⁸ Während dieser Periode spielte die Infanterie eine vornehmlich defensive Rolle in einer engen Formation, die als eine Art „Schild“ fungierte, hinter dem sich die Kavallerie für den nächsten Ausfall regroupierte.

¹³⁵ Wilkinson, B.: The later Middle Ages in England 1216-1485. Singapur 1969, S.144.

¹³⁶ Rogers: Military Revolution, S.244.

¹³⁷ Rogers, Clifford J.: Military Revolutions of the Hundred Years' War. In: The Journal of Military History, Vol. 57, No.2, Apr. 1993, S.243.

¹³⁸ Verbruggen, J.F.: The Art of Warfare in Western Europe During the Middle Ages: From the Eight Century to 1340, S.23.

Dieses „Schild“ aus Lanzen und Armbrüsten war insofern wichtig, da die Kavallerie verwundbar war, wenn sie sich regroupierte und ihre Pferde für den nächsten Angriff tauschten. Die Infanterie konnte im Gemenge nützlich sein, doch kaum eine Schlacht entscheiden. Die Effektivität der Kavallerie ist nicht schwer zu erklären. Der mittelalterliche Ritter, der von der Arbeit anderer Menschen lebte, hatte viel Zeit, um seine Fähigkeiten auszubilden und diese dann im Kampf anzuwenden. Seine bessere Ernährung ließ ihn größer und stärker werden als die meisten Gemeinen, die sich in den Linien der Infanterie wiederfanden. Die Kombination von seiner Schutzausrüstung und Mobilität machte ihn nahezu unverwundbar und ermöglichte ihm durch ein bloßes Anspornen seines Pferdes, einen langsamen Infanterieangriff zu umgehen. Die Ausrüstung samt Pferd eines Ritters kostete in der Mitte des 14. Jahrhunderts ungefähr so viel, wie ein Bogenschütze in 10 Jahren verdiente. Ein gut ausgerüsteter Bogenschütze des frühen 15. Jahrhunderts konnte sich hingegen seine Waffen und seine Schutzausrüstung selbst kaufen: einen Bogen, ein Sheav Pfeile, ein Schwert, eine Beckenhaube und eine Brigantine (Schuppenpanzer) für 1 Pfund, 6s 8d. Frankreich konnte aufgrund seiner großen Population und dem agrikulturellen Reichtum, trotz der hohen Kosten, große Mengen an Rittern stellen, und diese wurden oft als die besten Krieger der Welt erachtet. Daher ist es nicht verwunderlich, dass die Infanterie-Revolution in den Nachbarländern Frankreichs begann: in England, den Niederlanden und der Schweiz als Reaktion auf die erdrückende Übermacht Frankreichs. Diese Reaktion auf Frankreichs Übermacht resultierte in einer Aufwertung der englischen Heere, wie es auch Francesco Petrarca, der von 1304 und 1374 lebte, bemerkte und seiner Bewunderung für die Engländer Ausdruck verlieh:

„In my youth, the Britons, who are called Angles or English, were taken to be the meekest of the barbarians. Today they are a fiercely bellicose nation. They have overturned the French by victories so numerous that they, who once were inferior to the wretched Scots, have reduced the entire kingdom of France by fire and sword.¹³⁹

Diese Revolution passierte natürlich nicht von heute auf morgen, sondern sie begann, zumindest Clifford Rogers zufolge, schon früher: Courtrai 1302, Bannockburn 1314 und Morgarten 1315. Bei all diesen Schlachten triumphierte Infanterie gegen feudale Kavallerie. Diese Siege dürfen jedoch nicht überbewertet werden, da sie zu einem großen Teil durch günstiges Terrain und taktische Fehler des Gegners erreicht werden konnten.¹⁴⁰ Crécy war, Rogers nach, etwas Neues in der europäischen Kriegsführung, als eine Kombination von

¹³⁹ Zitat von Francesco Petrarca. In: Rogers: Military Revolution, S.247.

¹⁴⁰ Rogers: Military Revolution, S.248.

Bogenschützen und Infanterie eine französische Übermacht besiegte. In den folgenden Jahrzehnten wurden Kavallerieattacken im großen Stil immer seltener und selbst die Franzosen bevorzugten es, abgesessen ihren Gegnern auf dem Schlachtfeld zu begegnen, obwohl meistens eine Kavalleriereserve für spezielle Aufgaben, wie zum Beispiel das Niederreiten der gegnerischen Bogenschützen, hinter den Linien auf Befehle wartete. Der Erfolg der Infanterie beruhte auf einigen Entwicklungen. Im Fall der Engländer war dies, nach Rogers, die Entwicklung des 6-Fuß-Eiben Langbogens, der die Effizienz des 4-Fuß Ulmenbogen des frühen 13. Jahrhunderts bei weitem übertraf.¹⁴¹ Es ist eher unwahrscheinlich, dass es sich dabei um eine “Neuentwicklung” handelte, wie es von Rogers vorgeschlagen wurde, jedoch besteht kaum Zweifel darüber, dass der Langbogen schlachtentscheidend sein konnte. Diese These von Clifford Rogers wird weiter unten genauer untersucht. Die Franzosen hingegen schafften es trotz vieler Versuche nicht, einen vergleichsweise starken Körper an Bogenschützen auszubilden. So verbot beispielsweise Karl der VI. von Frankreich alle Spiele, außer jene, die die Verwendung eines Langbogens oder einer Armbrust voraussetzten.¹⁴² Man kann davon ausgehen, dass Frankreich die “Infanterie-Revolution” bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts verpasste. Die wachsende Wichtigkeit der englischen Taktiken, die abgesessene Ritter mit Lanzen oder andern Stangenwaffen in einer dichten Formation beinhalten, um einen gegnerischen Angriff abzuwehren, waren nicht so neu, dass sie als Grund für die plötzliche Überlegenheit gegenüber den französischen Kavallerieattacken angesehen werden konnten. Was diese abgesessenen Ritter erst so effektiv machte, war die Kombination mit den Bogenschützen. Weil die Engländer die “Fernkampfhöhe” auf dem Schlachtfeld hatten, konnten ihre Truppen nicht so ausgedünnt werden, wie sie es mit den anderen machten, wie zum Beispiel den schottischen Schiltrons bei Falkirk. Diese Kombination lässt eine Defensivstellung zu, die schnell in eine Offensivformation umgestellt werden konnte, bei der die gegnerischen Reihen durch Pfeile aufgebrochen und für den Kavallerieangriff “weich” gemacht wurden. Natürlich konnte die Kombination auch in eine Defensivformation umgestellt werden, bei der angreifende Kavallerie und Infanterie durch Pfeilhagel demoralisiert wurden, falls sie nicht verwundet oder getötet wurden.¹⁴³ Die englischen Siege, beeinflusst von den Erfolgen der Schweizer und der Flamen, veranlassten sicherlich auch andere Nationen effektive Infanterie-Armeen auszubilden und einzusetzen.

¹⁴¹ Ebd., S.249. Weiter unten wird näher auf die “Entwicklung” des Langbogens und dessen Einsatz in den englischen Heeren eingegangen.

¹⁴² Ebd., S.251.

¹⁴³ Rogers: Military Revolution, S.251.

Ausgehend von diesen Siegen wurde nach Taktiken gesucht, die die Stärken der Infanterie zur maximalen Entfaltung brachten. Infanterie besaß wichtige Vorteile gegenüber der Kavallerie: Ein gemeiner Infanterist konnte für viel weniger Geld ausgerüstet und ausgebildet werden, was allerdings nicht auf die Bogenschützen zutrifft, die jahrelanges Training benötigten. Außerdem bekam er weniger bezahlt. Die Ränge der Infanterie konnten durch eine breitere Masse der Bevölkerung gefüllt werden. Wegen dem breiteren Rekrutierungs-Pool, der durch die gemeine Bevölkerung gefüllt wurde, und den niedrigeren Kosten für die Ausrüstung und das Training konnte solch ein System, eine vorwiegend agrikulturelle Bevölkerung in eine große Anzahl an Soldaten verwandeln.¹⁴⁴

Die Infanterie-Revolution erreichte ihre volle Entfaltung in den 1340er und 1350er Jahren und übersteigt bei weitem ihre unmittelbaren Auswirkungen auf die Kriegsführung. Die wachsende Wichtigkeit der gemeinen Infanterie auf dem Schlachtfeld brachte auch einen Zuwachs an politischem Einfluss mit sich, vor allem in jenen Nationen, in denen die Infanterie-Revolution am stärksten zur Entfaltung kam: in England und der Schweiz. Die Obrigkeit benötigte die Unterstützung der Bevölkerung, um längere Kriege durch zusätzliche Steuern und Soldaten durchführen zu können. Mit der Infanterie-Revolution stieg nach Rogers auch die Fähigkeit der unteren Stände, sich gegen die Obrigkeit zu wehren, wie zum Beispiel bei der Peasant's Revolt 1381. Zeitzeugen verstanden den Zusammenhang zwischen der militärischen und der politischen Macht der unteren Stände. Ein Beispiel dafür war Karl VI. von Frankreich, der seinen Versuch, ein allgemeines Training mit dem Bogen einzuführen, aufgab, als er bemerkte, dass Gruppen von Bogenschützen den Autoritäten gefährlich und schwer zu kontrollieren werden konnten.¹⁴⁵

Taktiken, bei denen der Langbogen auf dem Schlachtfeld eingesetzt wurde, wurden beinahe gleichzeitig mit der Regulierung des Parlamentes unter Edward I. entwickelt und brachten Edward I. den Ruf des Vaters beider Innovationen ein. Bis zur Regierung von Edward III. wuchs der Einfluss der "Commons" im Parlament beständig. Die ersten Aufzeichnungen, dass sich die niederen Stände separat von den Lords im Parlament getroffen haben, stammen aus 1341, kurz nachdem die englischen Bogenschützen ihren Wert bei Dupplin Muir (1332), Halidon Hill (1333), Cadzan (1337) und Sluys (1340) bewiesen haben. Zur etwa derselben Zeit ergriffen die Commons die Initiative in der Legislative und stimmten neuen Steuern nur im Gegenzug politischer Versprechen zu.¹⁴⁶ Rogers sieht noch eine andere Auswirkung der

¹⁴⁴ Ebd., S.252.

¹⁴⁵ Rogers: Military Revolution, S.253.

¹⁴⁶ Ebd., S.254.

Infanterielrevolution in der erhöhten Sterbensrate von Rittern am Schlachtfeld. Wenn zuvor feudale Armeen gegeneinander antraten, waren die Kämpfe mehr als Sport anzusehen, wo gekämpft wurde, um sein Gegenüber gefangen zu nehmen und nicht zu töten. Daher kamen selten Ritter zu Tode, was sich mit dem Einsetzen der Infanterie-Revolution schlagartig änderte. Die gemeinen Soldaten waren nicht an den ritterlichen Kodex gebunden und sie bekamen kein Lösegeld für einen adeligen Gefangenen. Außerdem war der Klassenunterschied womöglich erst recht ein Grund, einen Ritter bei Gelegenheit zu töten, anstatt ihn gefangen zu nehmen. Die von den Gemeinen eingesetzten Waffen, wie Piken und Langbögen, erschwerten zudem eine Gefangennahme. Durch ihre Reichweite wurde eine Kapitulation auf Distanz erheblich erschwert beziehungsweise unmöglich gemacht. Die Männer standen in dichten Formationen, und eine Gefangennahme hätte bedeutet, dass man die Formation verlassen musste.¹⁴⁷ Nach Rogers stießen die technischen Neuerungen, allen voran die Entwicklung des Langbogens, einen sozialen Umbruch an. Mit dem Erfolg auf dem Schlachtfeld ging seiner Meinung nach ein sozialer Aufstieg einher. Seine These hängt in großem Maße von der Entwicklung des Langbogens ab. Ob es tatsächlich zu solch einer Entwicklung kam, wird weiter unten anhand von archäologischen, bildlichen und literarischen Belegen versucht diese Entwicklung nachzuvollziehen.

¹⁴⁷ Ebd., S.257.

Die Schlacht von Agincourt 1415

Our king went forth to Normandy,
With grace and might of chivalry;
There God for him wrought marvelously,
Wherefore England may call and cry,
Deo gracias¹⁴⁸

Agincourt, Agincourt!
Know ye not Agincourt?
English of every sort,
High men and low men,
Fought that day dondrous well, as
All our old stories tell us,
Thanks to our bowmen.¹⁴⁹

Agincourt war nach Hastings und Crécy wohl die bedeutendste Schlacht, die im englischen Mittelalter geschlagen wurde. Heinrichs Sieg über den alten Feind Frankreich wurde auch als Sieg der englischen Sprache über die französische gesehen und auf eine nationalistische Ebene gehoben. Der aufkeimende Nationalismus wurde durch den Sieg über die französische Übermacht befeuert und prägte das Bild der natürlichen Überlegenheit des englischen Soldaten im Kopf der Menschen. Der französische Gegenpart zu Agincourt war Johanna von Orleans. Über die Schlacht von Agincourt wurde viel berichtet.¹⁵⁰ Es existieren Gedichte, Augenzeugenberichte, Lieder und Mythen auf beiden Seiten des Ärmelkanals. Was zweifelsohne dazu beitrug, dass diese Schlacht auch heute noch immer wieder in das Zentrum des Interesses mehrerer Disziplinen rückt, ist William Shakespeares Werk „Heinrich V“, das ebenso verfilmt wurde.

Jedoch gibt es einen fundamentalen Unterschied zwischen englischen und französischen Berichten. In den englischen Chroniken liegt das Hauptaugenmerk auf dem Triumph über ihre Feinde, der Tapferkeit und Brillanz ihres Königs und Gottes Unterstützung für die englische Sache. In französischen Chroniken hingegen werden die Niederlage, Reflexion und Kritik hervorgehoben. So wie die Engländer jemanden suchten, den sie preisen konnten (meistens ihren König oder Gott), so suchten die Chronisten auf französischer Seite wiederum jemanden, den sie für die Niederlage verantwortlich machen konnten. Sie fanden die Ursache

¹⁴⁸ The Agincourt Carol, 1415. In: Myers, A.R.: English Historical Documents. 1327 – 1485 London 1969, S.214..

¹⁴⁹ „Agincourt, or the English Bowman’s Glory“. Die erste Referenz auf diese Ballade findet sich um 1600. In: Curry, Anne: Sources and Interpretations, S.302.

¹⁵⁰ „Gesta Henrici Quinti“: wurde 1417 von einem unbekannten Verfasser geschrieben. „Vita Henrici Quinti“ von Tito Livio Frulovisi: 1438. Auf französischer Seite: Enguerran Monstrelet, Jean Waurin und Jean Le Fèvre, um nur einige Chronisten zu nennen, die sich mit der Schlacht von Agincourt beschäftigten.

im Stolz der französischen Obrigkeit, der zu einem unbedachten Angriff führte und den Einsatz anderer Truppen verhinderte. Ein weiterer nationaler Unterschied in den Chroniken sind die Zahlen der an der Schlacht beteiligten Truppen. Bei englischen Berichten werden die Zahlen der französischen Armee übertrieben dargestellt (etwa 60.000-140.000) und umgekehrt. Auch was die Zahlen der Gefallenen betrifft, gibt es grobe Unterschiede.¹⁵¹

Kurz nachdem Heinrich den Thron bestieg, begann er mit Kriegsvorbereitungen. Die politische Lage in England war stabil genug und erlaubte ihm den Großteil seiner Regentschaft mit Kampagnen in Frankreich zu verbringen.¹⁵²

Die Kampagne von 1415 wurde unternommen, um Heinrichs Ansprüche in Frankreich geltend zu machen. Diesen Konflikt erbte er von seinem Ur-Großvater Edward III.¹⁵³ 1360 wurde mit dem Vertrag von Brétigny ein brüchiger Frieden zwischen England und Frankreich geschlossen und der 1356 bei der Schlacht von Poitiers gefangengenommene König Johann II. von Frankreich wurde nach der Zahlung eines Lösegeldes freigelassen. Edward III. verzichtete auf die französische Krone dafür sollte er, neben dem enormen Lösegeld für König Johann II., ein Drittel der französischen Ländereien ohne Lehensobrigkeit erhalten.¹⁵⁴ Doch wurde der Vertrag von Brétigny nicht zur Gänze erfüllt und bis 1377, dem Todesjahr Edwards, sind die englischen Truppen bereits wieder bis nach Bordeaux zurückgedrängt worden. Zur Zeit Richard II. (1377-1399), dem Sohn des schwarzen Prinzen von Wales, waren die englischen Besitzungen in Frankreich beinahe wieder so wie zu Beginn des Einhundertjährigen Krieges.¹⁵⁵

In den Jahren um 1380 bekam auch Frankreich die gesellschaftlichen und ökonomischen Bürden des Krieges zu spüren. Steueraufstände erschütterten das Land, und die zunehmende politische Spaltung innerhalb der Gesellschaft wurde von der Unmündigkeit Karls VI. begünstigt. Als Karl VI. endgültig dem Wahnsinn anheim fiel, entbrannte 1410 zwischen den Anhängern des Herzogs von Burgund, den „Bourguignons“ und den Parteigängern des Dauphins, den „Armagnacs“ ein Bürgerkrieg. Der englische König, Heinrich der V., witterte seine Chance und nahm den Krieg gegen Frankreich kurz nach seiner Thronbesteigung wieder auf. Wobei man nicht mit Sicherheit sagen kann, warum Heinrich diese Kampagne startete.

¹⁵¹ Curry: Sources and Interpretations, S.10ff.

¹⁵² Nicholas Hopper & Matthew Bennett: Warfare. The Middle Ages 768-1487. Cambridge 1996, S.128.

¹⁵³ Clifford Rogers, J.: Henry V's Military Strategy in 1415. In: L.J. Andrew Villalon und Donald J. Kagay (Hrsg.): The Hundred Years War. A Wider Focus. Leiden, Boston: 2005, S.402.

¹⁵⁴ Boettcher, Carl-Heinz: Europas Weg in die Neuzeit. Vom Weltenstaat zur Staatenwelt. St. Ingbert: 2005, S.461.

¹⁵⁵ Ebd., S.402.

Die Quellen bleiben in diesem Punkt eher vage und die Chronisten neigen dazu, allgemein von einer Restaurierung seiner Rechte in Frankreich zu sprechen.¹⁵⁶ Im Sommer 1415 landete seine Armee mit mindestens 1500 Schiffen in Frankreich und belagerte Harfleur.¹⁵⁷ Nach fünf Wochen Belagerung wurde die Stadt eingenommen. Ein großer Teil des Heeres fiel einer Ruhr-Epidemie zum Opfer. Die Belagerung von Harfleur zog sich zu lange hin, und Heinrich verlor fast ein Drittel seines Heeres durch Seuchen und durch die Notwendigkeit, bereits eroberte Gebiete mit Garnisonen abzusichern. Von französischer Seite wurden keine Bemühungen unternommen, um Heinrich zu einer Schlacht zu stellen und damit die Stadt zu retten. Harfleur ergab sich am 22. September.¹⁵⁸ Nach der Einnahme von Harfleur stellte sich für Heinrich und seine Berater die Frage, was angesichts der Verluste als nächstes geschehen sollte. Nach Paris zu marschieren würde bedeuten, den Feind dort anzugreifen, wo er am stärksten war, was mit der geschrumpften Gesamtstärke seines Heeres nicht ratsam war. Da die Saison bereits spät für Kampagnen war und der Winter nahte, war Harfleur eine Option. Heinrich konnte eine Garnison den Winter über dort belassen und den Rest nach England zurückschiffen. Eine andere Option war Calais, der Brückenkopf der Engländer zu Frankreich.¹⁵⁹ Hätte Heinrich von Harfleur aus den Rückweg nach England angetreten, hätte dies vielleicht einen Prestigeverlust bei seinen Truppen und der englischen Bevölkerung bedeutet, was künftige Invasionen Frankreichs erschwert hätte. Also forderte er den Dauphin Frankreichs zu einem Zweikampf heraus, um ein unnötiges Blutvergießen zu verhindern. Der Preis wäre die Thronfolge Frankreichs gewesen nach dem Ableben von Karl VI. Er wartete acht Tage ab, erhielt aber keine Antwort. Bei einem Kriegsrat entschied sich Heinrich gegen den Ratschlag seiner Berater und begab sich am 6. Oktober mit seinem Heer auf den Weg nach Calais.¹⁶⁰ Der Grund dafür war vielleicht, dass er als rechtmäßiger Herrscher des Landes durch das Land ziehen konnte, wie es ihm geziemte. Was folgte, war eine Art Chevauchée – die mehr auf das Zeigen militärischer Präsenz als auf Plünderung abzielte.¹⁶¹ Er marschierte mit kaum 6.000 Soldaten 193 km über feindliches Territorium. Charles d’Albret, der Connétable Frankreichs, wollte die Engländer zur Schlacht stellen. Also ließ er sämtliche Anlegestellen an den Flussübergängen einreißen. Die Engländer konnten also nicht mit den Fährn übersetzen und waren zu einem langen und gefährlichen Marsch gezwungen.

¹⁵⁶ Curry: The Battle of Agincourt, S.5.

¹⁵⁷ Rogers: Henry V’s Military Strategy, S.402.

¹⁵⁸ Curry: The Battle of Agincourt, S.6.

¹⁵⁹ Burne, Alfred H.: The Agincourt War. A military history of the latter part of the Hundred Years War from 1369 to 1453. London: 1956, S.49.

¹⁶⁰ Burne: The Agincourt War, S.52-53.

¹⁶¹ Curry: Hundertjähriger Krieg, S.81.

Heinrichs Heer hatte kaum noch Proviant, als es sich auf den Weg nach Calais machte. Die Suche nach einer geeigneten Furt zum Überqueren des Flusses gestaltete sich als langwierig, schließlich gelang die Überquerung der Somme doch bei St. Quentin. Zu diesem Zeitpunkt wurde das englische Heer bereits von einer Vorhut des französischen Heeres verfolgt. Es kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, warum ihn die Franzosen nicht schon vor der Überquerung der Somme angegriffen haben. Möglicherweise beschloss die Führung in Rouen, die noch immer die Niederlagen von Crécy und Poitiers vor Augen hatte und deshalb nur zögerlich das Risiko einer Schlacht auf sich nehmen wollte, Heinrich samt seinem Heer ungehindert nach Calais ziehen zu lassen und sie lediglich durch die systematische Zerstörung von Feldern, vom Nachschub an Lebensmitteln abzuschneiden und sein Heer dadurch weiter zu schwächen.¹⁶² Eine andere Erklärung des Zuwartens wäre, dass die Franzosen ein größtmögliches Heer zusammenziehen wollten, bevor sie Heinrich zur Schlacht stellten, und sie dafür noch Zeit brauchten. In der *Gesta Henrici Quinti* finden sich Hinweise, dass der Vorschlag von Albret, Boucicaut und anderen erfahrenen Rittern, die Schlacht mit den Engländern zu vermeiden, bei einem Kriegsrat von den Grafen von Bourbon und Alencon ausgeschlagen wurde. Der Grund für die Entscheidung zu einer Schlacht war die Invasion Heinrichs und der Fall von Harfleur, die eine Beleidigung der französischen Aristokratie darstellten. Eine entscheidende Schlacht gegen das dezimierte englische Invasionsheer könnte künftige Bedrohungen durch Heinrich V. vom Tisch fegen.¹⁶³ Der Großteil der französischen Armee wurde von 15.-17. Oktober in Rouen gemustert.¹⁶⁴ Im Gegensatz zum französischen Heer wurde das englische Heer von ihrem König angeführt, dem man neben Charisma auch militärische Brillanz in den Chroniken attestierte. Dem französischen Heer fehlte es an einer einheitlichen Führung. Karl VI. litt unter Anfällen von Wahnsinn und sein Sohn, der Dauphin Louis, war jung und unerfahren. Vermutlich rieten die Berater des Königs von einer Beteiligung des Königs oder dessen Sohn an der Schlacht ab, um eine ähnliche politische und finanzielle Katastrophe, die eine Gefangennahme des Königs mit sich brachte, wie jene von König Johann 1356 bei Poitiers, zu vermeiden.¹⁶⁵ Für die französische Seite bestand keine Gefahr, etwas länger Druck auf Heinrich auszuüben. Nur durfte er nicht zu nahe an Calais kommen. In Calais konnte ihm eine große englische Garnison sowie Verstärkungen aus der Heimat zur Hilfe kommen.¹⁶⁶ Nach der Überquerung am 19. Oktober stieß das erschöpfte

¹⁶² Strickland & Hardy, S.323.

¹⁶³ Ebd., S.326.

¹⁶⁴ Curry: Sources and Interpretations, S.7.

¹⁶⁵ Strickland & Hardy, S.325.

¹⁶⁶ Curry: The Battle of Agincourt, S.7.

Heer der Engländer am 25. Oktober auf das französische Heer, das ihnen den Weg nach Calais versperrte.¹⁶⁷ Zuvor wurden von beiden Seiten Einladungen zur Schlacht an die Gegenseite gesendet. Die Franzosen schlugen solch eine Aufforderung am 21. Oktober aus, zogen ihre Truppen zusammen und wählten ein Terrain, das ihnen als günstig erschien. Heinrichs Aufklärer berichteten laufend über die Versammlung eines französischen Heeres und er gab bereits am 17. Oktober den Befehl an seine Bogenschützen, sich mit angespitzten Pfählen auszurüsten, die sie vor einer Kavallerieattacke schützen sollten. Der ursprüngliche französische Schlachtplan ist uns überliefert. Er wurde in einem angebrannten Manuskript von Christopher Philpotts wiederentdeckt und er wird generell als der „Somme-Plan“ bezeichnet. Darin war eine Kavallerieattacke gegen die englischen Bogenschützen vorgesehen. Wobei es fraglich ist, ob Heinrich ihn vor der Schlacht kannte. Der Plan wurde jedoch nur unvollständig umgesetzt.¹⁶⁸ Am 25. Oktober berichteten Heinrichs Aufklärer von einer französischen Streitmacht, die Stellung bezogen hatte.¹⁶⁹

Rekrutierung

Für Heinrichs Invasionsarmee wurden über 12.000 Soldaten ausgehoben, von denen ein großer Teil durch Vertragspartner der Krone, die sich im Vorhinein zu einer Bereitstellung einer bestimmten Anzahl von Bewaffneten verpflichtet hatten, gestellt wurden.¹⁷⁰ Das Heer hatte eine bemerkenswerte Größe angesichts dessen, dass die englische Bevölkerung zwischen Crécy und Agincourt um beinahe fünfzig Prozent, größtenteils durch die Pest (1348-1352), dezimiert wurde. Heinrichs V. Armee war also beinahe so groß wie jene, die damals mit Edward III. den Ärmelkanal überquerte.¹⁷¹ Auch wenn die Gründe für Heinrichs Einfall in Frankreich nicht vollkommen klar sind, lässt die Größe seiner Armee jedoch darauf schließen, dass er Einfluss erzwingen wollte. Die meisten Adligen im wehrfähigen Alter nahmen am Feldzug teil. Neben dem englischen Hochadel verpflichteten sich auch noch viele Landadelige (esquires) und Freisassen (yeomen) zum Dienst an der Waffe und stellten noch dazu Bogenschützen. Auf einen Panzerreiter kamen drei Bogenschützen. Es gab also eine beträchtliche Steigerung des Bogenschützenanteils, wenn man die Verhältnisse von Agincourt

¹⁶⁷ DeVries, Kelly (u.a.): Die großen Schlachten des Mittelalters. Stuttgart: 2007, S.178.

¹⁶⁸ Curry: Hundertjähriger Krieg, S.82.

¹⁶⁹ Curry, The Battle of Agincourt, S.7.

¹⁷⁰ Curry: Hundertjähriger Krieg, S.80

¹⁷¹ Rogers: Henry V's Military Strategy in 1415, S.403.

mit jenen im 14. Jahrhundert vergleicht. Das englische Heer wurde zusätzlich mit Bogenschützenkompanien aus Lancashire, Wales und Cheshire verstärkt. Diese Kompanien waren jeweils mehr als 500 Mann stark. Der ansteigende Anteil der Bogenschützen in den englischen Heeren lässt sich, Anne Curry nach, nicht allein mit der Kampfkraft und Effektivität der Bogenschützen erklären, sondern eher durch die Besoldung. Ein Bogenschütze kostete pro Tag nur etwa halb so viel an Unterhalt wie ein Panzerreiter. Dem englischen König stand nur für die ersten drei Monate genügend Geld zur Verfügung, um seine Truppen zu bezahlen.¹⁷² Die Männer wurden für 12 Monate unter Sold genommen und für die nächsten drei Monate war Heinrich bereits dazu gezwungen, einige Juwelen aus seinem Besitz als Pfand zu hinterlegen.

Aufstellung

Heinrich stand ein zahlenmäßig weit überlegenes Heer gegenüber. Die genauen Zahlen können nicht mit Sicherheit wiedergegeben werden. Clifford Rogers geht in seiner Argumentation davon aus, dass die Franzosen eine zehnfache Übermacht in der Anzahl der Panzerreiter hatten und insgesamt eine vierfache Übermacht.¹⁷³ Heinrichs Heer war auf etwa 5000 bis 6000 Bogenschützen und 1000 Reiter zusammengeschrnolzen. Bei den Franzosen variieren die Angaben zwischen 10 000 und 200 000 Soldaten. Der weit akzeptierte Vorschlag von Burne kommt zu einem Schnitt von 25.000 Männern, wobei die meisten davon in Rüstungen waren.¹⁷⁴

¹⁷² Curry: Hundertjähriger Krieg, S.80

¹⁷³ Clifford Rogers, J.: Henry V's Military Strategy in 1415. In: L.J. Andrew Villalon und Donald J. Kagay (Hrsg.): The Hundred Years War. A Wider Focus. Leiden, Boston: 2005, S.399.

¹⁷⁴ Keegan, John: Das Antlitz des Krieges. 2. Auflage. Frankfurt am Main: 2007, S.100.

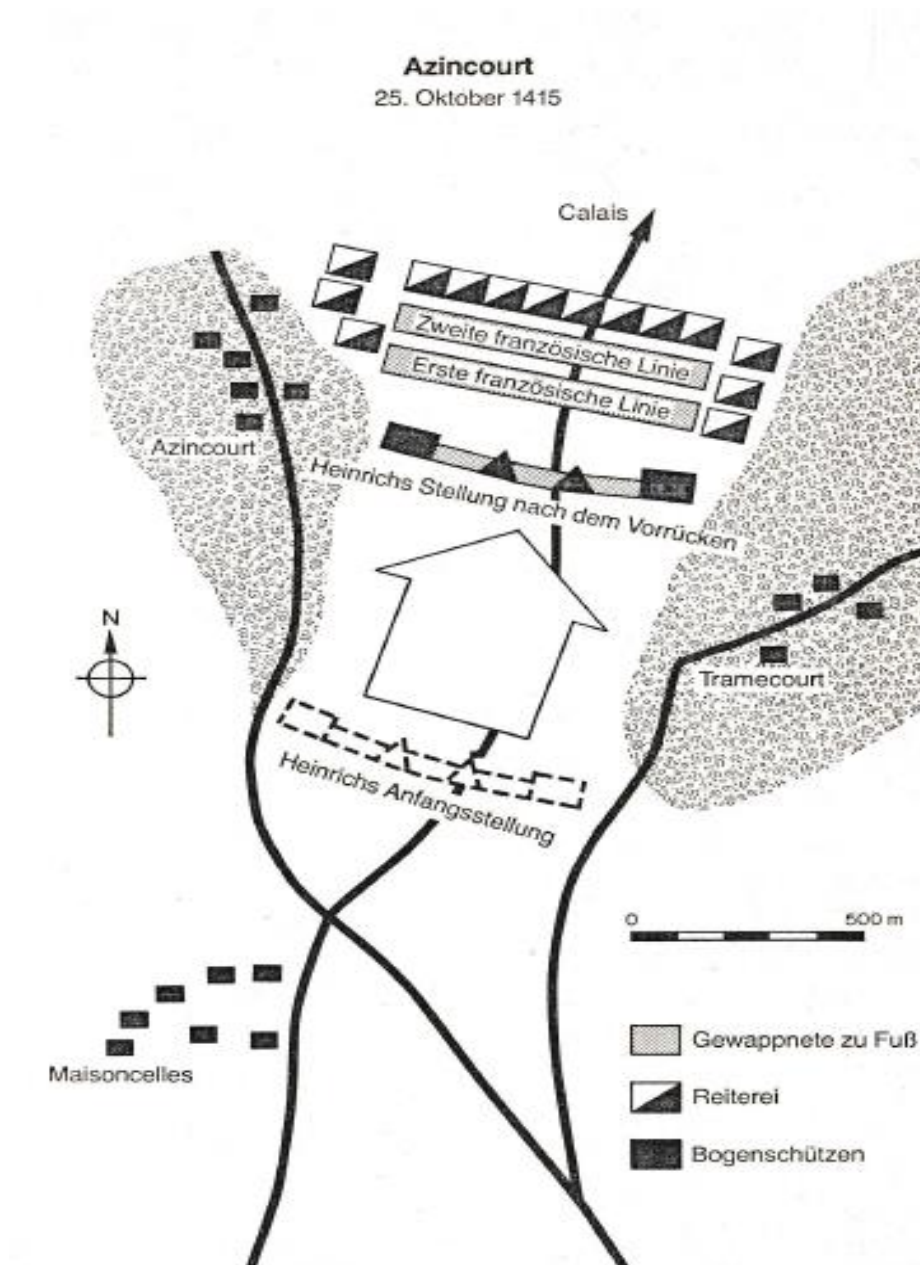


Abbildung 6: Aufstellung nach dem Vorrücken der englischen Linien¹⁷⁵

Der Connétable von Frankreich wollte die Engländer auf sich zukommen lassen. Er ließ seine Truppen zwischen den Dörfern Agincourt und Tramecourt Aufstellung nehmen. Die Dörfer waren nur 900 m voneinander entfernt und beide waren von dichten Wäldern umgeben, die die französischen Truppen kanalisiert, sodass sie zu dicht beieinander standen. Er war seinem Feind zahlenmäßig weit überlegen und die Engländer waren dem Verhungern nahe. Das französische Heer hatte entscheidende Vorteile auf seiner Seite – die größere Zahl an Männern, die höhere Mobilität durch den hohen Anteil an Berittenen und die bessere Position.

¹⁷⁵ Ebd., S.94.

Die französischen Befehlshaber konnten warten, Heinrich musste handeln. Das französische Heer war in drei Treffen aufgestellt. Die ersten beiden Linien waren größtenteils abgesessen. Die dritte Linie bestand aus Berittenen. Hinter den Linien standen die 3.000 Armbrustschützen, wo sie nichts gegen die englischen Langbogenschützen ausrichten konnten, wofür sie eigentlich im „Somme-Plan“ vorgesehen waren. Aber die Franzosen hielten an ihrer traditionellen Aufstellung fest, und so wurden die Bogen- und Armbrustschützen hinten positioniert.¹⁷⁶ Die Franzosen stellten auch zwei Truppen aus 600 Schwerbewaffneten auf den Flanken auf, die dazu gedacht waren, einen direkten Angriff auf die englischen Bogenschützen zu führen und diese zu zerstreuen oder niederzumachen, bevor sie das Feuer auf die französischen Kerntruppen eröffnen konnten.¹⁷⁷

Der Kern des französischen Heeres bestand, wie üblich, aus schwerbewaffneten, gepanzerten Reitern. Die verbesserten Rüstungen zur Zeit von Agincourt hatten zur Folge, dass weitgehend auf die Verwendung von Schilden verzichtet wurde. Die Ritter kämpften zu Fuß mit beidhändigen Waffen. Die Schwerter wurden nur als Zweitwaffe verwendet. Die Schwerbewaffneten bevorzugten den Einsatz von spezialisierten Waffen zum Durchbrechen von Rüstungen, wie Streithämmer. Anfangs stiegen die Franzosen nur unwillig vom Rücken ihrer Pferde, um zu kämpfen. Obwohl sie diese Weigerung aufgegeben hatten und größtenteils zu Fuß kämpften, blieb der massive Angriff einer mit Lanzen bewaffneten Kavallerie trotzdem weiterhin das Ideal der Kriegsführung. Das französische Feudalsystem unterschied stark zwischen der herrschenden Schicht und dem Bauernstand. Das Privileg und auch die Pflicht der herrschenden Schicht war, dass sie Waffen tragen durfte. Dem Bauernstand war das Tragen von Waffen verboten, weil sonst Aufstände drohten. Die schlechten Leistungen auf dem Schlachtfeld der zwangsverpflichteten Bauern bestärkten den französischen Adel in der Annahme, dass es sinnlos sei, die unteren Stände zu bewaffnen. Deshalb fehlte in Frankreich der Stand der stolzen Freibauern, aus deren Reihen man Fußsoldaten rekrutieren konnte. Also zogen auf französischer Seite wieder die oberen Zehntausend der Gesellschaft mit wehenden Standarten auf das Schlachtfeld. Ihre Reihen wurden durch Berufskämpfer aufgefüllt, die darauf aus waren, die Ritterwürde zu erlangen. Der gesellschaftliche Status der französischen Adligen hing zu einem guten Teil von ihren Leistungen auf dem Schlachtfeld ab, was das Verhalten des Einzelnen unberechenbar machte.¹⁷⁸ Heinrich stellte seine Truppe traditionell

¹⁷⁶ Oman, C.W.C: The Art of War in the Middle Ages. A.D. 378-1515. Ithaca, New York: 1953, S.137.

¹⁷⁷ DeVries, S.179.

¹⁷⁸ Ebd., S.178.

auf: Den Kern bildeten wieder abgesessene Schwerbewaffnete, die von Bogenschützen flankiert wurden.

Die Schlacht

Die Schlachtreihen standen sich ab ca. 8 Uhr morgens geordnet gegenüber, jedoch griffen die Franzosen aus unerklärlichen Gründen nicht an. Das Warten muss besonders für die Engländer sehr aufreibend gewesen sein. Die Temperaturen dürften um den Nullpunkt gelegen haben und besonders die gepanzerten Soldaten kühlten dadurch schnell aus. Viele Männer litten an Durchfall, und da sie wahrscheinlich ihre Linien unter keinen Umständen verlassen durften, wurde das Geschäft an Ort und Stelle verrichtet. Die vorderen Linien der Franzosen setzten sich angeblich nieder, aßen und tranken, nachdem sie das Gerangel um die Ehrenplätze in den ersten Reihen beendet hatten. Es ist unwahrscheinlich, dass es die Engländer ihnen gleich taten: Sie litten schon seit neun Tagen unter Nahrungsknappheit und die Bogenschützen ernährten sich angeblich während der letzten Tagesmärsche nur noch von Nüssen und Beeren.¹⁷⁹ Deshalb gab Heinrich den Befehl vorzurücken.¹⁸⁰ Er positionierte seine Truppen am schmalsten Punkt des Schlachtfeldes, das nur eine Pfeilschussweite von den französischen Linien entfernt war.¹⁸¹ Dort rammten die Bogenschützen ihre angespitzten Pfähle in den Boden und versuchten die Franzosen mit einem „Pfeilhagel“ zu einem Angriff zu provozieren. Das Vorrücken war ein riskantes Manöver. Das Versetzen der Pfähle nach vorne bedeutete ein kurzzeitiges Aufgeben der Deckung. Hätte die französische Kavallerie in diesem kritischen Moment eine Kavallerieattacke gestartet, wäre für die Engländer vielleicht alles verloren gewesen. Doch warteten die Franzosen ab und ließen sich nicht zu einem Angriff hinreißen. Die französische Kavallerie, die gegen die Pfeile der Engländer besonders empfindlich war, kam in Bewegung und rückte gegen die englischen Linien vor.¹⁸² Die Pfeile richteten unter den Gewappneten wahrscheinlich wenig Schaden an. Sie waren durch ihre Rüstungen geschützt und in Anbetracht der Endgeschwindigkeit beim Auftreffen des Pfeils, der solch eine weite Distanz hinter sich hatte, bestens gewappnet. Doch darf der moralische Wert der Pfeile nicht unterschätzt werden. Das Auftreffen der Pfeile auf die Rüstungen muss ein beachtliches Getöse verursacht haben. Für die Pferde der Reiterei, die nur am Kopf und

¹⁷⁹ Keegan: Das Antlitz des Krieges, S.101ff.

¹⁸⁰ Bennett: Kriege im Mittelalter, S.52.

¹⁸¹ Pfeilschussweite: 180-275 Meter. Nicholas Hooper & Matthew Bennett: Warfare. The Middle Ages 768-1487. Cambridge: 1996, S.130.

¹⁸² Strickland & Hardy, S.333.

vorne durch Panzerung geschützt waren, stellten die Pfeile eine reale Bedrohung dar, da sie die wattierten Abschirmungen mit Leichtigkeit durchdrangen. Zum Getöse der auftreffenden Pfeile kamen also noch die Angst- und Schmerzensschreie der getroffenen Tiere.¹⁸³ Die Kavallerieflügel ließen sich zu einem Angriff provozieren, sie waren jedoch stark unterbesetzt. Statt den im „Somme-Plan“ vorgesehenen 800 Berittenen, bestand der rechte Flügel lediglich aus 150-300 Rittern. Der linke Flügel bestand hingegen nur aus 120 Rittern, statt den vorgeschlagenen 1600¹⁸⁴. Der vom Regen aufgeweichte, morastige Boden machte ein schnelles Vorrücken unmöglich, und das begrenzte Terrain ließ es nicht zu, dass die Reiterei die Bogenschützen umging. Der Angriff blieb weitgehend erfolglos. Nur in einem Abschnitt, wo der Boden so stark aufgeweicht war, dass die Pfähle umfielen, konnten die Franzosen eine gewisse Wirkung entfalten. Die meisten Reiter hatten keine andere Wahl, als ihr Pferd zu wenden, um den englischen Pfeilen zu entkommen.¹⁸⁵ Viele der Pferde dürften Wunden von den Pfeilen davongetragen haben und somit unkontrollierbar geworden sein. Die geschlagene Kavallerie prallte auf die zu Fuß vorrückenden französischen Ritter, die ihre Linien nicht schnell genug öffnen konnten. Das Aufprallen der zurückströmenden Kavallerie hatte noch einen weiteren Effekt: Jene Ritter in den ersten Reihen, die versuchten, den verängstigten Tieren und ihren Reitern auszuweichen und eine Lücke zu schaffen, hielten sich an ihren Nachbarn fest und gerieten ins Stolpern. Bei einer Masse von etwa 8000 heranrückenden Rittern, die zehn oder acht Mann tief in Formation angeordnet waren, bewirkte dies eine Wellenbewegung, die weite Teile der Schlachtreihen ergriff.¹⁸⁶ Der Angriff versank im Chaos. Die zweite Abteilung bestand aus abgesessenen Schwerbewaffneten, die zu Fuß vorrückten. Die Bogenschützen feuerten unablässig auf die heranrückenden Linien, und mit abnehmender Distanz stieg die Durchschlagskraft ihrer Pfeile. Möglicherweise wurden Gruppen von Bogenschützen vor oder zwischen der englischen Hauptstreitmacht aufgestellt und sie nahmen dann Deckung hinter ihren eigenen Rittern, als der Feind zu nahe kam.¹⁸⁷ Was folgte, war ein bitteres Handgemenge zwischen den abgesessenen Rittern. Die französischen Ritter wurden von ihren nach vorne drängenden Kameraden in ihren Bewegungen gehindert. Nachdem all ihre Pfeile verschossen waren, griffen die Bogenschützen in das Handgemenge ein, indem sie die Flanken der strauchelnden französischen Armee angriffen. Dabei hatten sie durch ihre spärliche Panzerung einen

¹⁸³ Keegan: Antlitz des Krieges, S.106ff.

¹⁸⁴ Strickland & Hardy, S.332.

¹⁸⁵ Bennett: Kriege im Mittelalter, S.53.

¹⁸⁶ Keegan: Antlitz des Krieges, S.111.

¹⁸⁷ Strickland & Hardy, S.335.

entscheidenden Vorteil auf dem aufgeweichten Boden. Sie hackten mit Äxten, Streithämmern, Stangenwaffen und Schwertern auf die taumelnden Franzosen ein, wobei besonders die Streithämmer eine gute Wirkung gegen die Plattenpanzer bzw. gegen die Helme hatten.¹⁸⁸ Ein gepanzerter Ritter konnte durch einen Schlag auf den Hinterkopf oder in die Kniekehle zu Boden gebracht werden, und wenn er erst einmal am Boden lag, war er quasi hilflos. Ein Stoß in die Gesichts- oder Visierschlitze des Helms oder ein Stich in die Kettenglieder an den Schultern oder der Leisten- und Leistengegend töteten sofort oder ließen den am Boden Liegenden verbluten.¹⁸⁹ Den Franzosen gelang es zwar, Heinrich ein wenig zurückzudrängen, wobei er durch einen Hieb auf den Kopf ein paar Verzierungsen seiner Krone verlor, aber schließlich wurde auch dieser Angriff zurückgeschlagen. Die französischen Ritter hatten einen entscheidenden Nachteil: das Gewicht ihrer Rüstung. Die schwere tonhaltige Erde war so aufgeweicht, dass die vorrückenden Ritter knietief einsanken und bereits erschöpft waren, als sie die englischen Linien erreichten. Ironischer Weise war es eben diese Anfälligkeit der französischen Kavallerie, die dazu führte, dass Befehle gegeben wurden, dass die Mehrheit der Schwerebewaffneten absitzen und zu Fuß angreifen sollte. Bei früher geschlagenen Schlachten nahmen manche Ritter ihre Pagen mit auf das Schlachtfeld, damit diese ihnen im Falle eines Sturzes aufhelfen konnten. Doch verzichteten sie bei Agincourt darauf, ihre Pagen mit auf das Schlachtfeld zu nehmen. Es bleibt fraglich, ob dies nur aus Stolz, weil der Siegesruhm nicht mit niedrigeren Rängen geteilt werden wollte, oder es aus anderen taktischen Überlegungen geschah.¹⁹⁰ Die dritte Abteilung sah das Schlachtgeschehen ohne einzugreifen mit an. Hätte sie erneut einen Angriff auf die Bogenschützen geritten, die nun ihre Deckung verlassen hatten, hätte dies womöglich das Blatt zu Gunsten der Franzosen gewendet. Das Nichteingreifen lässt sich vielleicht durch die mangelnde Gesamtbefehlsgewalt im französischen Heer erklären oder mit Schwierigkeiten, überhaupt zu sehen, was an der Front vor sich ging.¹⁹¹ Die dritte Abteilung sah die Niederlage mit an und ergriff, bis auf einzelne Gruppen, die Flucht. Es kam noch ein letzter Angriff zustande, der aber ebenso erfolglos blieb. Unter der Führung eines lokalen Grundherren, Isembert d'Azincourt, gelang es, den englischen Tross zu plündern und die Trossknechte niederzumetzeln. Während des Geplänkels wurden viele Gefangene gemacht und Heinrich fürchtete, dass seine Streitmacht vom Rest des französischen Heeres überrollt werden könnte und die Gefangenen wieder zu

¹⁸⁸ Ebd., S.335.

¹⁸⁹ Keegan: Antlitz des Krieges, S.118.

¹⁹⁰ Strickland & Hardy, S.334.

¹⁹¹ Keegan: Antlitz des Krieges, S.121.

den Waffen greifen könnten.¹⁹² Solange die dritte französische Abteilung anzugreifen drohte, musste Heinrich sein Heer beisammen halten. Bald nach Mittag griff der wegen einer Taufe zu spät gekommene Herzog von Brabant mit einem winzigen Gefolge die Reihen der Engländer an. Der Angriff wurde abgewehrt und der Herzog hinter die Linien abgeführt. Dieses mutige Vorgehen ermutigte zwei weitere französische Edelleute, in der dritten Abteilung etwa 600 Mann zu einem konzentrierten Angriff zusammenzustellen. Dies geschah unter den Augen der Engländer. In etwa zur gleichen Zeit erfuhr der König, dass sein Tross angegriffen wurde. Zu jenem Zeitpunkt dürfte Heinrich wohl kaum an einen Sieg geglaubt haben. Hätte nämlich die ausgeruhte dritte Abteilung der Franzosen die Engländer an ihrem jetzigen Standort angegriffen, deren Bogenschützen keine Pfeile mehr hatten und nicht mehr durch ihre Pfähle geschützt waren, hätten sie leicht vom Feld gefegt werden können.¹⁹³ Deshalb befahl er, die Gefangenen zu töten. Seine Ritter verweigerten den Befehl, doch eine Abteilung der Bogenschützen führte ihn schließlich aus und die dritte Abteilung ließ tatsächlich von einem erneuten Angriff ab. Womöglich zielte Heinrichs Befehl nicht darauf ab, tatsächlich ein Blutbad anzurichten, sondern die Gefangenen in starren Schrecken zu versetzen, damit sie gar nicht an eine Wiederbewaffnung dachten.¹⁹⁴ Diese Entscheidung Heinrichs und ihre Auswirkung auf den möglichen weiteren Schlachtverlauf wurde viel diskutiert, konnte aber nicht gänzlich beantwortet werden. Trotz des Ritterkodex gab es auf französischer Seite ähnliche Vorfälle.¹⁹⁵ Sobald die französische Oriflamme in einer Schlacht, so auch bei Crécy, Poitiers und Agincourt, gehoben wurde, bedeutete dies, dass keine Gefangenen genommen wurden. Die Franzosen ließen von einem weiteren Angriff ab und verließen das Schlachtfeld. Heinrich wurde von einem französischen Herold informiert, dass er die Schlacht gewonnen hatte.¹⁹⁶ Die Herolde gehörten keinem Heer an, sondern sie bildeten eine internationale Körperschaft von Fachleuten, die den „zivilisierten“ Krieg regelten. Der Sieg Heinrichs wurde vom französischen Hauptherold Montjoie bestätigt und die Schlacht nach dem nächsten Ort „Agincourt“ benannt.¹⁹⁷ Am nächsten Morgen versammelte Heinrich sein Heer, ließ die Gefangenen aufstellen, die Verwundeten und das Plündergut auf die

¹⁹² Bennett: Kriege im Mittelalter, S.55.

¹⁹³ Keegan, S.124ff.

¹⁹⁴ Bennett, Matthew (Hrsg.): Kriege im Mittelalter. Schlachten–Taktik–Waffen. Stuttgart: 2009, S.52ff.

¹⁹⁵ Die Theorie für den „gerechten Krieg“ wurde von Heiligen Augustin von Hippo im 5. Jahrhundert aufgestellt und vom Heiligen Thomas von Aquin im 13. Jahrhundert weiter definiert: Es kann in zwei Hauptbereiche geteilt werden: „Jus ad bellum“: Rechtfertigungen für den Krieg und „Jus in bello“, was die Ausführung reguliert und die beiden beteiligten Parteien als legitime Christen anerkennt. Matthew Bennett: Legality and legitimacy in war, 1350-1650. In: Frank Tallett & D.J.B. Trim: European Warfare, 1350-1750. Cambridge: 2010, S.267.

¹⁹⁶ Strickland & Hardy, S.338.

¹⁹⁷ Keegan: Antlitz des Krieges S.129.

Karren verladen und marschierte mit seinem Heer über das Schlachtfeld nach Calais. Man kann davon ausgehen, dass es viele französische Verwundete gab, die verstreut über das Schlachtfeld lagen, weggetragen wurden oder vor sich herkrochen. Jene Verwundeten, die für eine Lösegeldforderung nicht geeignet schienen, wurden kurzerhand umgebracht. Die Engländer erreichten Calais am 29. Oktober mit ca. 2000 Gefangenen. Heinrich segelte sofort nach England, wo ihn eine große Schar jauchzender Bürger nach London begleitete.¹⁹⁸

Der englische Langbogenschütze bei Agincourt unterschied sich wenig von seinem Vorgänger bei Crécy. Die Plattenrüstungen zur Zeit Agincourt waren schwerer zu durchdringen als die älteren Modelle, doch nahm auch das Zuggewicht der Bögen zu und die Spitzen wurden speziell für diese Aufgabe optimiert. Die Langbögen waren in der Lage, in Kombination mit einem Bodkin-Pfeil, Rüstungen auf eine Distanz von 50 Metern zu durchschlagen.¹⁹⁹ Ein Qualitätsmerkmal eines guten Plattenpanzers war, dass er gegen einen Pfeil oder einen Bolzen getestet wurde und als undurchdringlich befunden wurde. Schwere Armbrüste und englische Langbögen konnten dünne Panzerung an manchen Stellen bei den Rüstungen, wie Handschuhe, Beinschienen und Visiere relativ leicht durchschlagen. Brustplatten konnten nur bei einem idealen Auftreffwinkel des Pfeils durchschlagen werden.²⁰⁰ Agincourt zeigt mehr als jede andere Schlacht des Hundertjährigen Krieges das perfekte Zusammenspiel von Struktur und Taktik der englischen Armeen. Dabei spielten die Bogenschützen, die schnell in eine unter diesen Umständen äußerst effektive Infanterieeinheit umgewandelt werden konnten, eine tragende Rolle.

¹⁹⁸ Ebd., S.97.

¹⁹⁹ DeVries, S.176.

²⁰⁰ Rogers, Clifford J.: Tactics and the face of battle. In: Frank Tallett & D.J.B. Trin: European Warfare, 1350-1750. Cambridge: 2010, S.210.

Der Somme-Plan

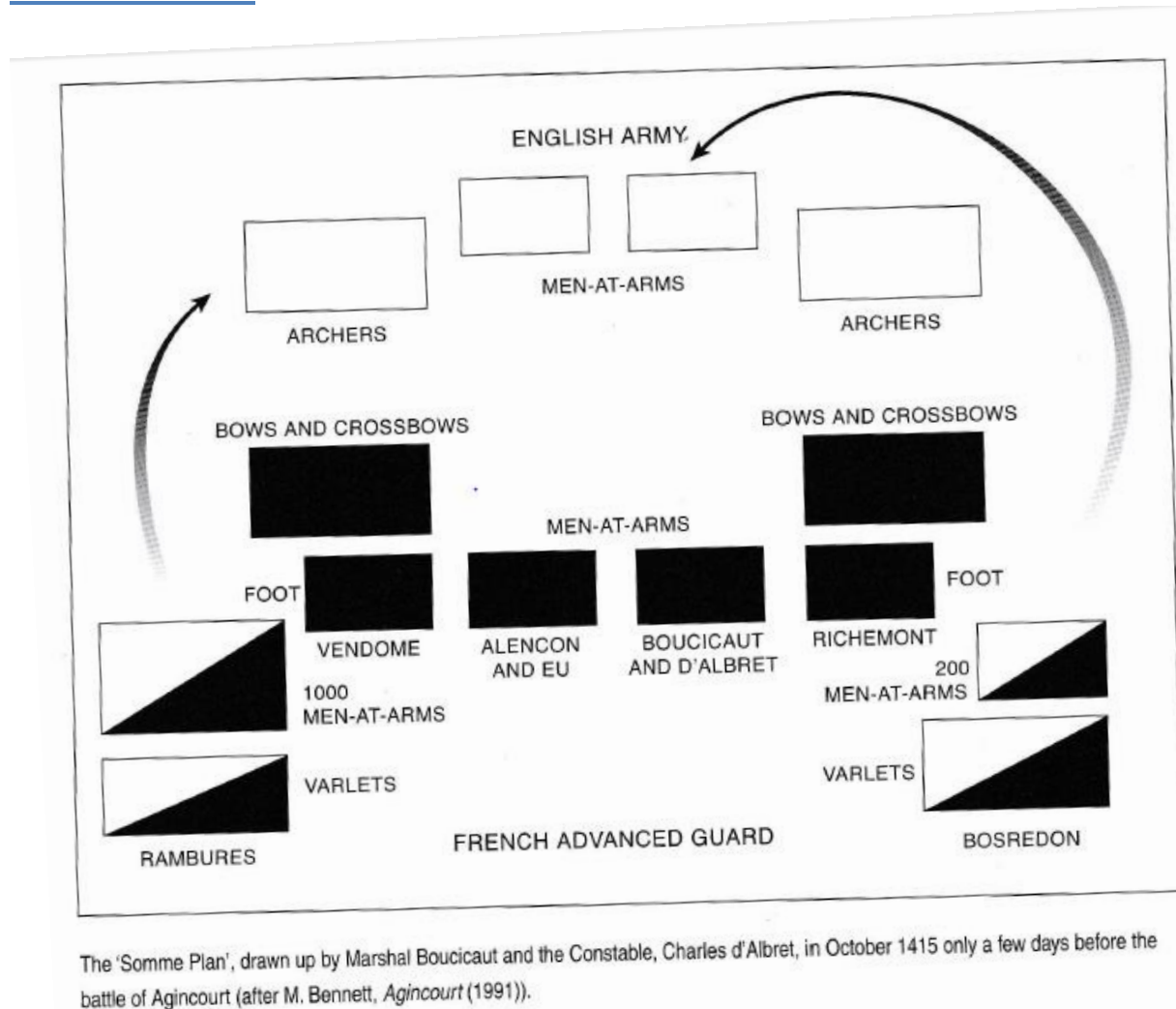


Abbildung 7: Der Somme Plan²⁰¹

Es gibt einige Parallelen und Kontraste zwischen dem ursprünglichen Schlachtplan und jenen Taktiken, die schlussendlich am Tag der Schlacht angewandt wurden. Das Hauptaugenmerk des Plans lag anscheinend darauf, die englischen Taktiken zu imitieren. Die Mitte des Heeres sollten abgesessene Ritter bilden, die von zwei Flügeln mit Bogenschützen flankiert wurden. Außerdem sollten auch die Knappen der Ritter als Unterstützung in die Schlacht reiten. Als die beiden Heere schließlich aufeinander trafen, war das französische Heer weit größer als gedacht, und der Platz wurde durch die dichten Wälder von Agincourt und Tramecourt begrenzt. Der Sturmangriff der Kavallerie konnte seine volle Schlagkraft nicht entfalten. Die französischen Soldaten verloren offenbar ihren Schwung, da sie in zu dichter Staffeln vorrückten. Sie konnten ihre Waffen im Gedränge nicht zum Einsatz bringen und boten den

²⁰¹ Strickland & Hardy: Warbow: S.322.

Bogenschützen ein gutes Ziel. Der Schlachtplan sah vor, dass die Bogenschützen und die Armbrustschützen vor den Flügeln positioniert werden sollten, um auf den massierten Angriff der englischen Langbogenschützen zu reagieren. Doch wurden sie als überflüssig angesehen und nicht dementsprechend positioniert. Der Plan sah auch einen Angriff von berittenen Panzerreitern hinter der linken Flanke vor, um die Linien der englischen Bogenschützen zu durchbrechen, bevor der Hauptangriff durch die Infanterie startete. Heinrich kannte dieses Element der französischen Taktik, da er Informationen von Gefangenen bekommen hatte. Um dem entgegenzuwirken, erließ er den Befehl, dass jeder Bogenschütze einen angespitzten Pfahl vor sich in den Boden rammen musste.²⁰² Die Engländer wurden ihren gesamten Marsch über von französischen Truppen verfolgt und belauert, was eine stete Aura der Unsicherheit schuf.

Anne Curry sieht im Befehl Heinrichs, dass sich seine Bogenschützen zur Errichtung von Palisaden rüsten sollten, keinen Beweis für taktisches Geschick, sondern eher eine Befürchtung, dass die englische Armee in einen Hinterhalt geraten könne, was nicht von einer geplanten Schlacht zeugt.²⁰³

Augenscheinlich spielten die englischen Langbogenschützen in beiden dargestellten Schlachten eine tragende Rolle. Im nächsten Kapitel soll untersucht werden, ob es zu einer „Neuentwicklung“, wie es weiter oben bereits angedeutet wurde, kam oder nicht.

²⁰² Philpotts, Christopher: The Plan of Battle during the Agincourt Campaign. In: The English Historical Review, Vol. 99, No. 390 (Jan, 1984), S.62.

²⁰³ Ebd., S.81.

Der Langbogen –Entwicklung und Wahrnehmung in der mittelalterlichen Gesellschaft.

In frühen mittelalterlichen Texten wird der Bogen nur selten erwähnt, was sich im 14. Jahrhundert änderte. Der Bogen wird als Waffe eines Helden wie zum Beispiel Robin Hood dargestellt. Die Ablehnung gegenüber dem Bogen und dem Bogenschützen rührt von sozialen Verhältnissen her. Der Bogenschütze entstammte nicht dem Adel und der Bogen war somit die Waffe des kleinen Mannes. Adlige verwendeten ihn zwar zum Jagen und vielleicht auch als Sportgerät, mit dem man in der Freizeit auf Scheiben schießt, aber die Fähigkeiten des Ritters lagen in Schwert, Lanze und der Reitkunst. Der Ruhm des Rittertums gehörte dem Ritter und nicht dem Fußsoldaten, so auch in den Chroniken und anderen mittelalterlichen Texten. Dies hat zum einen damit zu tun, dass der Langbogen die Waffe der niederen Stände und der Wilderer war und als Bedrohung für die Gesellschaft angesehen wurde. Den niederen Ständen war das Training mit Lanze und Schwert verboten, aber nicht das mit dem Bogen. Damit stand der Bogen im Gegensatz zum Rittertum und galt nicht als ehrenhaft. So wurden beispielsweise 1120 Bögen in Flandern verboten und 1139 wurde gar der Einsatz von Bögen und Armbrüsten gegen andere Christen verboten. Auf dem Schlachtfeld waren die Bogen- und Armbrustschützen jedoch zu effektiv, um sie gänzlich weg zulassen, und so ist es fraglich inwieweit die kirchlichen Verbote eingehalten wurden.²⁰⁴ 1381 kam es unter Wat Tyler zu einem Bauernaufstand, der sogenannten „Peasant’s Revolt“, weil der minderjährige König Richard II. eine Kopfsteuer eintreiben ließ, um den Krieg gegen Frankreich finanzieren zu können. Bei diesem Aufstand wurden viele Bogenschützen gegen die Männer des Königs eingesetzt.²⁰⁵

Froissart und andere Chronisten achteten den Bogenschützen nicht so wie den Ritter, was uns ein verzerrtes Bild in der Literatur bescherte.²⁰⁶ Ähnlich verhält es sich mit der Bezeichnung „Langbogen“. Ab wann spricht man von einem „Langbogen“? Und was macht ihn aus? Im folgenden Kapitel soll versucht werden, eine Antwort auf diese Frage zu finden. In der Literatur ist eine Diskussion entbrannt, ob es sich beim „Langbogen“ um einen neuen Bogentypen handelte, der unter den Edwards „erfunden“ und dessen Einsatz forciert wurde, oder ob es sich dabei nur um Unschärfen bei den Chronisten und den bildlichen Darstellungen handelte. Eine weitere Frage ist die nach dem Bogenschützen selbst. Wenn von kirchlicher

²⁰⁴ Bradbury, Jim: The Medieval Archer. London, 1985: S.1.

²⁰⁵ Vollrath H. & N. Fryde (Hrsg.): Die englischen Könige im Mittelalter; Von Wilhelm dem Eroberer bis Richard III. Beck, 2004, S. 159.

²⁰⁶ Bradbury: S.2.

Seite her das Bogenschießen verboten wurde und diverse Herrscher versuchten, das Bogenschießen innerhalb der Bevölkerung zu proklamieren, muss man sich fragen, welchen Stellenwert das Bogenschießen innerhalb der Gesellschaft hatte. Ritter hatten ihren eigenen Ehrenkodex im Krieg, und das Hauptaugenmerk eines Ritters lag nicht darauf, seinen Gegner in der Schlacht zu töten, sondern vielmehr darauf, ihn gefangen zu nehmen.²⁰⁷ Mit dem Erfolg des Langbogenschützen auf dem Schlachtfeld änderte sich auch die Art der Kriegsführung, was zuvor beschrieben wurde.²⁰⁸

Neben den spärlichen Beschreibungen der Chronisten, die eher dem Effekt der Bogenschützen als dem Schützen selbst galten, kann man noch auf bildliche Quellen zurückgreifen, um den Langbogenschützen auf die Spur zu kommen. Dabei steht sein „Werkzeug“, der Langbogen, im Zentrum des Interesses. Bei der Frage nach der Entwicklung des Langbogens muss auch die Frage gestellt werden, was den Langbogen von anderen Bogentypen unterschied und wie sich diese Unterschiede in Form von technischen Kennzahlen, ausdrücken. Dabei muss auch das Material, aus dem die Bögen gefertigt wurden, das Holz der Eibe (*Taxus baccata*), analysiert werden. Offenbar fand man zu der Zeit der großen Schlachten des Hundertjährigen Krieges die optimale Abstimmung von Material, menschlicher Komponente und Taktik, sodass die Bogenschützen maßgeblich zu den oben beschriebenen Siegen beitrugen. Dieses „Setup“, das für diesen Erfolg verantwortlich war und der schließlich zu einem sozialen Aufstieg der Bogenschützen beitrug, soll im folgenden Kapitel untersucht werden, wobei die auf dem Schlachtfeld zum Einsatz gekommenen Taktiken hier weitgehend außer Acht gelassen werden.²⁰⁹

²⁰⁷ Bradbury: S.1.

²⁰⁸ Vgl. Kapitel „Bogenschützen gegen Ritter – eine Revolution?“

²⁰⁹ Zur näheren Erläuterungen der Taktiken sei der geneigte Leser/die geneigte Leserin, auf die Kapitel „Crécy“, „Agincourt“, sowie „Die Transformation der englischen Armeen“, verwiesen, wo die Aufstellung der Bogenschützen auf dem Schlachtfeld im Allgemeinen und bei den beiden Schlachten im Besondern erläutert wird.

Der Langbogen: Definitionsversuch und Definitionsprobleme

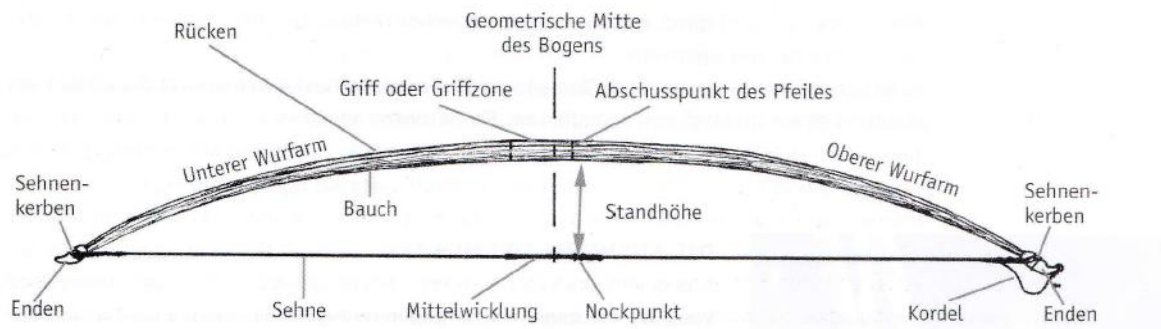


Abbildung 8: Teile des engl. Langbogens und deren Benennung – im gespannten Zustand.²¹⁰

Das Oxford English Dictionary definiert den Langbogen über seine Verwendung und bezeichnet den Bogentypen als jenen, der von den englischen Bogenschützen zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert verwendet wurde²¹¹. Dies würde jedoch bedeuten, dass der Langbogen erst im 14. Jahrhundert auf die Bildfläche der mittelalterlichen Geschichte trat. Möglicherweise war der Langbogen bereits davor in anderen Teilen Europas in Verwendung. Die von den englischen Bogenschützen verwendeten Bögen wurden im 14. und im 15. Jahrhundert manchmal als Bögen, manchmal als Langbögen und auch als „englische“ Bögen bezeichnet. Außerdem wurde der „englische“ vom „türkischen“ und vom „irischen“ Bogen unterschieden. Da es bereits eine Distinktion zu anderen Bögen gab, muss es damals eine klare Vorstellung von einem „englischen“ Bogen gegeben haben. Aber ob es sich dabei unbedingt um einen Langbogen handeln muss, kann nicht eindeutig beantwortet werden. J.C. Holt geht davon aus, dass mit „Bow“ eine Armbrust gemeint war und die Bezeichnung „Longbow“ nicht eine Unterscheidung vom Kurzbogen zum Ziel hatte, sondern eine Unterscheidung zwischen Bogen und Armbrust.²¹² Um der Frage nachzugehen, ob es sich beim englischen Langbogen um eine technische Neuentwicklung unter den Edwards handelt oder nicht, soll erst ein Definitionsversuch gegeben werden, der einen „Langbogen“ beschreibt.

²¹⁰ Stehli, Ulrich: Der englische Langbogen. In: Das Bogenbauerbuch. Europäischer Bogenbau von der Steinzeit bis heute. Ludwigshafen: 2001, S.147.

²¹¹ Oxford English dictionary, s.v.: 'The name given to the bow drawn by hand and discharging a long feathered arrow (and so distinguished from cross-bow), the national arm of England from the fourteenth century till the introduction of firearms'.

²¹² Holt, J.C.: Robin Hood. 2. Auflage. London: 1989, S.79-80.

Die Autoren sind sich weitgehend einig, dass es sich um einen englischen Langbogen handelt, wenn:

- Dieser im gespannten Zustand mindestens genauso groß wie der Schütze selbst ist, wobei die Bögen im 15. Jahrhundert nochmals länger wurden.
- Es sich um gerade Bögen ohne Reflex und Recurve handelte und diese aus einem Stück Holz, meist Eibe, gefertigt wurden, bei dem das elastische Frühholz für den Bogenrücken (die Außenseite) und das starke Kernholz für den Bauch (die Innenseite) verwendet wurde.²¹³
- Sie nicht mit Sehne belegt waren.
- Sie ein „D“ Profil aufweisen
- Der Bogen bis zum Ohr gezogen wurde, was die Verwendung von besonders langen Pfeilen erlaubte.²¹⁴

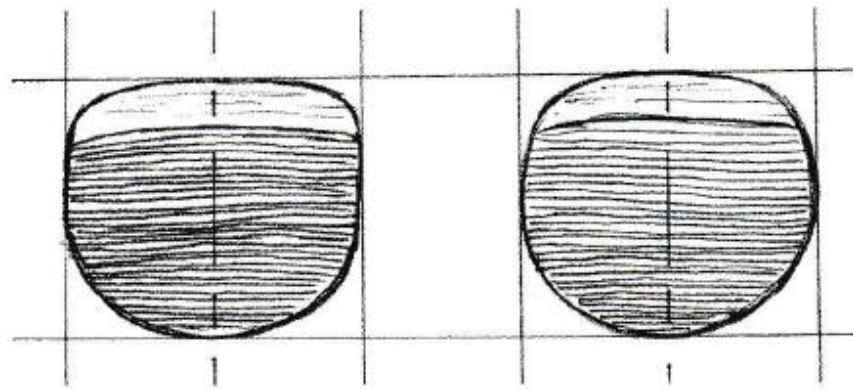


Abbildung 9: Querschnittsprofile englischer Langbögen²¹⁵

Clifford J. Rogers vertritt die Meinung, dass es sich beim Langbogen, wie sie auch in der Mary Rose gefunden wurden, um eine neue Entwicklung des Bogentyps handelte²¹⁶.

Matthew Strickland und Robert Hardy widersprechen dem und stellen die These auf, dass derselbe Bogentyp schon vorher verwendet wurde.²¹⁷ Beide stützen sich dabei auf bildliche, archäologische und narrative Quellen und interpretieren diese unterschiedlich. Dabei wird

²¹³ Robert Hardy führt als weiteres Kriterium die Verwendung von ausschließlich reflexen Bogenstäben an. Bei den Funden auf der Mary Rose waren viele der Bogenstäbe reflex gebogen, was auf eine stärkere Schrumpfung des Splintholzes während der Austrocknung zurückzuführen ist. Vgl.: Junkmanns: S.386.

²¹⁴ Clifford J. Rogers (2011) The development of the longbow in late medieval England and 'technological determinism', Journal of Medieval History, S.324.

²¹⁵ Stehli: Farbtafel Nr.10.

²¹⁶ Rogers, Clifford J. The development of the longbow in late medieval England and 'technological determinism'. In: Journal of Medieval History, 37:3, 2011: S.321-341.

²¹⁷ Eine genauere Untersuchung dieser These findet sich im Kapitel „Die Herkunft des Langbogens“

nicht nur die Länge, sondern auch der Auszug²¹⁸, also wie weit die Bogensehne auf den Bildern gezogen wird, unterschieden. Bei bildlichen Darstellungen spricht ein Auszug mit zwei Fingern für Kurzbögen, also wenn diese mit dem Zeige- und dem Mittelfinger gezogen wurden. Dabei wird auch kürzer ausgezogen – zur Brust oder zur Wange. Bei den englischen



Abbildung 10: Englischer Langbogen vom Typ „Mary Rose“ im gespannten Zustand.²¹⁹

Langbögen, die meist bedeutend stärker waren als andere Bögen, wurde die Sehne mit drei Fingern zum Ohr gezogen, was durch den erweiterten Auszug und die Länge des Bogens einen erheblichen Energiegewinn mit sich brachte. Dieser Energiegewinn konnte den entscheidenden Unterschied machen, ob ein Pfeil einen Plattenpanzer durchschlagen konnte oder nicht.²²⁰ Jedoch spielen dabei noch andere Faktoren wie das Pfeilgewicht, die Form und das Material der verwendeten Spitzen, die Distanz und der Auftreffwinkel des Pfeils eine Rolle. Selbst Pfeile, die von den Moslems mit ihren starken Kurzbögen bei den Kreuzzügen verschossen wurden, waren ineffektiv gegen europäische Rüstungen.²²¹ Die Korrelation von steigendem Zuggewicht mit weiterem

Auszug lässt vermuten, dass der Langbogen einen sehr starken Bogenschützen benötigte, um seine volle Effektivität zu entfalten und die von den Chronisten beschriebene Durchschlagskraft zu erreichen, was uns zu der Frage nach dem Zuggewicht bringt. Auf die Länge und das Zuggewicht der Langbögen kann man nur schließen, indem man die

²¹⁸ Unter „Auszug“ versteht man im Bogensport jene Länge zwischen Pfeilnocke und Bogenfenster bzw. Handrücken, wo der Pfeil aufliegt. Die Auszugslänge variiert also dadurch, wo die ziehende Hand vor dem Loslassen der Sehne zum Ruhen kommt.

²¹⁹ Stehli, Farbtafel 10.

²²⁰ Hardy, Robert: Longbow: A Social and Military History. Cambridge: 1976, S.195.

²²¹ Rogers: Military Revolution, S.249.

Beschreibungen der Chronisten mit den Funden auf dem 1545 gesunkenen Kriegsschiff „Mary Rose“ vergleicht.²²²

England entwickelte über Jahrzehnte der mehr oder weniger konstanten Kriegsführung gegen die Schotten und die Waliser ein großes Reservoir an starken Bogenschützen, und so ist es wohl auch kein Zufall, dass die Bogenschützen aus Cheshire, einem walisischen Grenzgebiet, als die besten Englands angesehen wurden.²²³ Bevor wir uns der Frage nach der Entwicklung des Langbogens widmen, sollen im nächsten Kapitel kurz die spätmittelalterlichen Bogenfunde im Wrack der Mary Rose vorgestellt werden, da in der Literatur, von diesen Funden ausgehend, Rückschlüsse auf die Entwicklung und Verwendung des Langbogens gezogen werden.

Mary Rose

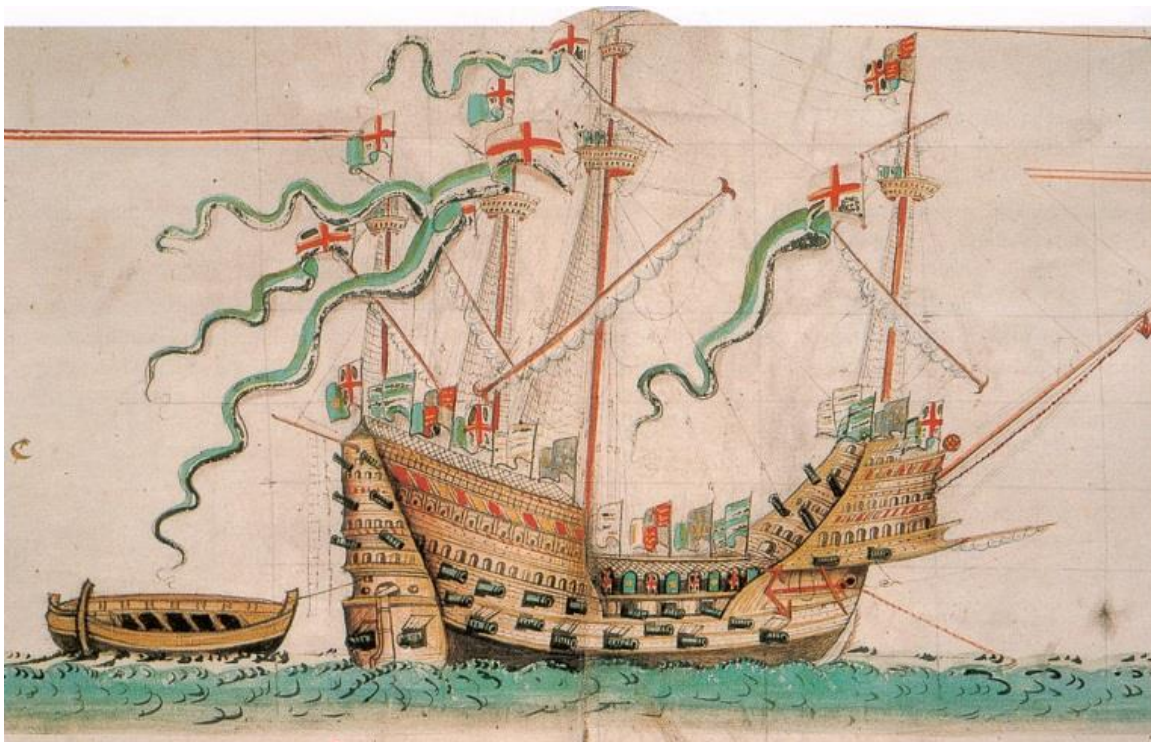


Abbildung 11: Mary Rose²²⁴

²²² Mehr dazu im Kapitel „Mary Rose“

²²³ Rogers: Military Revolution, S.251.

²²⁴ Strickland & Hardy: Warbow, S.4-5.

Am 19. Juli 1545 sank das Tudor-Kriegsschiff „Mary Rose“, das unter der Flagge von Heinrich VIII. von England gegen eine große französische Armada segelte. Sie wurde 1510 in Portsmouth gebaut und wies eine Länge von 45 Metern auf.²²⁵ Es kann nicht eindeutig nachvollzogen werden, warum sie sank. Fest steht, dass die Kanonenluken geöffnet waren und das Schiff Schlagseite hatte. Vermutlich kam es während eines Wendemanövers und dem Zusammenspiel mehrerer ungünstiger Faktoren zum Untergang der Mary Rose. Manche Theorien gehen von Ungehorsam der Besatzung oder einem fatalen Treffer durch französische Artillerie aus. Die Besatzung inklusive der Soldaten und Seeleute betrug ca. 700 Mann, von denen nur eine Handvoll überlebte.²²⁶ Um ein feindliches Entern zu verhindern, wurde das Deck des Schiffes mit Netzen umspannt, die sich in solch einer Lage als tödlich erwiesen.²²⁷ Mit der Mary Rose verlor König Heinrich VIII. nicht nur den Stolz seiner Flotte, sondern auch wertvolle Ladung. Das Schiff wurde mit teuren Kanonen und Waffen aller Art beladen, unter anderem auch Langbögen. 1840 brachten Taucher erstmals Gegenstände aus dem Inneren des Schiffes an die Oberfläche. Diese Gegenstände, worunter sich auch Langbögen befanden, wurden öffentlich versteigert. 1982 wurden große Teile des Wracks geborgen. Unter den zahlreichen Gegenständen befanden sich auch 137 Langbögen, die vermutlich aus spanischer und italienischer Eibe gefertigt wurden. Die Bögen waren mit Hornnocken an den Enden versehen, wiesen eine Länge von 187-211 cm auf und lassen auf ein Zuggewicht von 100 – 185 Pfund schließen. Ebenso wurden 3500 konservierte Pfeile, hauptsächlich aus Pappelholz gefertigt, geborgen.²²⁸ ²²⁹ Neben den Bögen wurden auch Skelette von Bogenschützen gefunden, die Deformierungen aufgrund der hohen Zuggewichte der Bögen aufwiesen, was wiederum Rückschlüsse auf die enormen physikalischen Kräfte zulässt. Aufgrund der Dicke und der Breite der untersuchten Bögen, die nachgebaut wurden, schätzen einige Forscher die Zuggewichte der Bögen auf 150-180 Pfund.²³⁰

²²⁵ Marsden, Peter: Sealed by Time: The Loss and Recovery of the Mary Rose. The Archaeology of the Mary Rose, Volume 1. The Mary Rose Trust, Portsmouth. 2003, S.2ff.

²²⁶ Mac Kee, Alexander: Die Mary Rose. Das grösste Abenteuer der Meeres-Archäologie. Wien, Hamburg: 1983, S.12.

²²⁷ Strickland & Hardy, S.4.

²²⁸ Seehase, Hagen & Ralf Krekeler: Der gefiederte Tod. Die Geschichte des englischen Langbogens in den Kriegen des Mittelalters. Ludwigshafen 2001: S.216.

²²⁹ Strickland & Hardy, S.10 ff.

²³⁰ Rogers: The development of the longbow in medieval England, S.324.

Die Eibe



Abbildung 12: Querschnitt eines Eibenstaves²³¹

Die Eibe ist schon seit langer Zeit bekannt: „teks“ ist die indogermanische Wurzel und bedeutet „künstlich verfertigen“. „Taxus“, das römische Wort für Eibe, stammt ebenso von dieser Wurzel wie das griechische „toxon“ (= Bogen). „Îwa“ = althochdeutsch, îwe = mittelhochdeutsch „îw“ = angelsächsisch -> bezeichnet den Baum selbst, wie auch den Bogen aus Eibenholz.²³²

Das Holz der Eibe wurde schon sehr früh für die Herstellung von Jagd- und Kriegswaffen verwendet, und sie fand auch im Reich der Mythen ihren Platz, so wurde zum Beispiel der Bogen des nordischen Jagdgottes Ull (Ullr) aus Eibenholz gefertigt und sein Träger bewohnte Yalir, das Eibental.²³³ Um 5.000 v.Chr. war eine substantielle Verbesserung der Jagdbögen durch die Verwendung von Eibenholz möglich. Allein durch die ausgezeichneten Eigenschaften des Holzes konnte die Effektivität der verwendeten Bögen um 10-20% gesteigert werden.²³⁴ Die Eibe ist die älteste und schattenverträglichste Baumart Mitteleuropas. Bis auf ihre roten Früchte ist sie in allen Teilen giftig. Früher war sie weit verbreitet, doch ist sie heute beinahe aus den Wäldern verschwunden, was nicht allein mit der

²³¹ Stehli: Farbtafel 10.

²³² Mutschlechner, Georg und Otto Kostenzer: Zur Natur- und Kulturgeschichte der Eibe in Nordtirol. Sonderdruck aus Veröffentlichungen des Museum Ferdinandeum. Band 53. Innsbruck: 1973, S.253.

²³³ Mutschlechner, S.257.

²³⁴ Junkmanns: Pfeil und Bogen: Von der Altsteinzeit bis zum Mittelalter, S.10.

Nutzung des Holzes für militärische Zwecke zu erklären ist.²³⁵ Eiben kommen in der gesamten gemäßigten Klimazone der Nordhalbkugel vor. Die einzige heimische Eibenart in Europa ist „*Taxus Baccata*“. Ihr Verbreitungsgebiet reicht vom Atlasgebirge in Nordafrika im Süden bis zu den Britischen Inseln, Norwegen, Schweden und Finnland im Norden.²³⁶ Die Eibe besitzt aufgrund ihrer physikalisch-mechanischen Eigenschaften einen entscheidenden Vorteil gegenüber anderen bogentauglichen Holzarten. Das unter der Rinde liegende, beinahe cremig weiße Splintholz (Alburnum) ist, verglichen mit dem im Stamminneren gewachsenen, harten, dunklen Kernholz (Duramen), um ein Mehrfaches elastischer.²³⁷ In der Eibe werden, wie in keinem anderen Holz, Eigenschaften vereinigt, die für einen Bogen erforderlich sind: zugfeste Fasern auf dem Bogenrücken (Splintholz) und druckfestes Holz am Bogenbauch (Spätholz).²³⁸

Das Eibenholz war zeitweise ein begehrtes Handelsgut. Es wurde nachweislich seit dem 13. Jahrhundert aus den Karpaten und Weißrussland über Danzig nach England und in die Niederlande verkauft. Auch aus Polen wurde Eibenholz über die Weichsel nach Danzig verschifft und dort weiterverkauft. Der Stellenwert der Eibe in der Waffenerzeugung wurde so hoch, dass die Eibenholzgewinnung im 16. Jahrhundert Gegenstand kurfürstlicher Privilegien wurde. Wesentlich daran waren das Recht zum Schlagen, die Ausfuhr des Holzes und die Angabe des Nutzungsgebietes. Die bewilligte Menge an Holz wurde entweder in Stämmen oder in "Stecken" angegeben. Der Handel mit Eibenholz nahm in den Beziehungen zwischen Österreich und England einen breiten Raum ein.

Es wurden aber auch Monopole für die Eibenholzgewinnung vergeben. Der Entwurf eines Vertrages zwischen Kaiser Maximilian I. und einem Kaufmann aus Danzig enthielt die für sechs Jahre gültige Erlaubnis, in den Wäldern bei Weißenbach am Attersee zwischen St. Wolfgang und Gmunden sowie beim Kloster Admont und bei Eisenerz jährlich 200 Stämme Eibenholz zu fällen und zu bearbeiten. Überdies hinaus erhielt der genannte Kaufmann das Vorkaufsrecht für das gesamte bereits gefällte Holz in dieser Gegend. Er durfte das Eibenholz nach Preußen bringen und von dort nach Antwerpen oder England ausführen.²³⁹

²³⁵ Reichenbach, Wilfried: „Hölzer für den Bogenbau. Eibe. Teil 7“. In: Traditionell Bogeschießen. Magazin für Langbogen und Recurve. Nr.71. Ludwigshafen: 2014, S.50.

²³⁶ Ebd., S.51.

²³⁷ Stehli: S.133.

²³⁸ Reichenbach, S.52.

²³⁹ Mutschlechner, S.258.

1559/60 wurden aus der Schweiz mehr als 36.000 Bögen nach England und die Niederlande geliefert.²⁴⁰

Ein Beispiel für die Beschaffung von Eibenholz in England war der Auftrag von Heinrich V., in Vorbereitung auf seine Agincourt/Harfleur-Kampagne, an seinen persönlichen Bogenbauer, Nicholas Frost, in England Eibenholz für den Bau von Langbögen zu beschaffen. Dabei durfte er kein Holz schlagen, das auf Ländereien der Kirche wuchs. Die Eiben, die auf den Friedhöfen und vor den Kirchen angepflanzt wurden, dienten also nicht als potenzielle Bogenholzlieferanten. Ausländisches Eibenholz wurde bevorzugt. Belege aus dem frühen 14. Jahrhundert zeigen, dass Eibe aus Spanien, Italien, dem Baltikum und Irland importiert wurde. Später wurde der Nachschub an Eibenholz durch den Handel sichergestellt: Jedes Handelsschiff, das nach England kam, um dort Geschäfte zu machen, musste eine bestimmte Anzahl an Bogenstäben („Staves“) mitbringen.²⁴¹ Neben dem Eibenholz, das vornehmlich für die Herstellung von Langbögen herangezogen wurde, wurden Langbögen auch aus anderen Hölzern, wie z.B. der Ulme, angefertigt. Ab wann diese Bögen in Verwendung waren, wie und ob sie sich weiterentwickelten, soll in den folgenden Kapiteln behandelt werden.

²⁴⁰ Ebd, S.259.

²⁴¹ Strickland & Hardy, S.16.

Die Herkunft des Langbogens

Die auf dem Schiffswrack der Mary Rose gefundenen Bögen zeugen eindrucksvoll von der Stärke der Bögen zur Zeit der Tudors. Aber wie kam es zu dieser Form des Bogens mit seiner hohen Zugkraft und immensen Durchschlagskraft? War der mannshohe Eibenbogen eine Entwicklung, die von Edward I. initiiert und von seinem Urenkel Edward III. weiter getrieben wurde, und daher als Teil einer „Militärrevolution“ im späten 13. und frühen 14. Jahrhundert gesehen werden kann oder handelt es sich dabei um den einfachen Bogen, der von den englischen Bogenschützen schon immer verwendet wurde und der jetzt durch den vermehrten Einsatz von Bogenschützen in großer Zahl auf dem Schlachtfeld und den damit verbundenen Siegen, zu seinem Bekanntheitsgrad kommt?²⁴² In der Fachliteratur entzündete sich eine lebhafte Debatte darum, ob der Langbogen eine neue „Erfindung“ unter den Edwards war, oder ob es sich dabei um eine Weiterentwicklung des Kurzbogens handle, wobei dessen Existenz ebenfalls von manchen Forschern angezweifelt wird. In jenen Quellen, die über das späte 13. Jahrhundert berichten, wo von einigen Forschern die Entwicklung des Langbogens stattgefunden haben müsste, sind keine Belege für eine technische Neuerung oder gar die Einführung einer neuen Waffe zu finden. Es ist wohl wahrscheinlicher, dass es sich nicht um eine neue Entwicklung, sondern eher um Unschärfen bei den Chronisten und den bildlichen Darstellungen handelt.²⁴³ Nicht alle Bögen des Mittelalters waren für den Krieg gedacht. Bögen für die Jagd waren in den meisten Fällen schwächer als jene, die im Krieg verwendet wurden. Gaston Phébus, ein begabter und bekannter Jäger seiner Zeit, schrieb in seinem „Livre de chasse“²⁴⁴, das zwischen 1387 und 1389 entstand, dass ein Jagdbogen nicht zu stark sein sollte, da man ihn möglicherweise für längere Zeit im ausgezogenen Zustand halten müsse, damit man ein sich näherndes Tier nicht durch die Zugbewegung erschreckt. Als Länge empfiehlt er in etwa zwei Meter. Es gab aber auch Jäger, deren Bögen stark genug waren, dass man sie auch für Kriegszwecke einsetzen konnte. Bögen für Frauen und Kinder hatten selbstverständlich auch nicht die Ausmaße eines Mary Rose Bogens, dürfen deswegen aber auch nicht als Kurzbögen bezeichnet werden.²⁴⁵ Eine weitere Schwierigkeit herauszufinden, ob es zu einem Wechsel vom Kurz- zum Langbogen kam, stellt die Interpretation der bildlichen Darstellungen von Bogenschützen und ihren Bögen dar. Ein distinktives Merkmal, ob es sich um einen Kurz- oder um einen Langbogen handelt, stellt die

²⁴² Ebd., S.34.

²⁴³ Ebd., S.38.

²⁴⁴ Dt.: „Das Buch von der Jagd“

²⁴⁵ Strickland & Hardy, S.38.

Art, wie er ausgezogen wird, dar. Wird der Bogen mit zwei Fingern und nur bis zur Brust ausgezogen, handelt es sich um die typische Auszugsweise eines Kurzbogens, die zum Ohr mit drei Fingern die des Langbogens. Bei der Interpretation von bildlichen Darstellungen ist es jedoch fraglich, ob man den künstlerischen Konventionen der damaligen Zeit, betreffend die Bogenlänge und den Auszug, Glauben schenken kann.²⁴⁶ Was sich im 13. Jahrhundert änderte, war nicht die Art des Bogens, sondern eher die Art, wie die Künstler die Bögen abbildeten, mit einer zunehmenden Betonung auf Proportionen und Naturalismus.²⁴⁷ Neben der Ikonografie muss man sich der Archäologie und der Literaturwissenschaft bedienen, um etwas über eine mögliche Transformation vom Kurzbogen hin zum Langbogen zu erfahren.

Archäologische Belege

Bögen wurden vielleicht schon um 20.000 v.Chr. von Menschen verwendet, wobei das erste sichere Indiz für die Verwendung von Bögen die Pfeile vom Stellmoor sind, die in etwa um 10.000 v.Chr. hergestellt und in einem Moor gefunden wurden. Bei der Frage nach dem ältesten gefundenen Langbogen spielen die Kriterien, nach welchen zwischen einem Langbogen und einem anderen Bogentypen unterschieden wird, eine gewichtige Rolle, und so kommt es zu unterschiedlichen Interpretationen der Bogenfunde.

Es gibt archäologische Belege, dass Langbögen oder zumindest ähnliche Bogentypen bereits in der Jungsteinzeit und in der frühen Eisenzeit in Verwendung waren. Auch germanische Stämme zur Zeit der Völkerwanderung und die Wikinger verwendeten Bögen solch einer Art.²⁴⁸ Ein Hauptproblem dieser frühen Funde war für die wissenschaftlichen Bearbeiter die Orientierung des Bogens, also welche Seite die dem Schützen zugewandte und welche die abgewandte war. So einfach diese Frage auch klingen mag, umso schwieriger ist sie zu beantworten. Mesolithische, neolithische und bronzzeitliche Bögen haben meistens einen mehr oder weniger halbkreisförmigen Querschnitt mit einer abgeflachten Seite, also ähnlich dem Querschnitt eines englischen Langbogens. Geht man von einer durchgehenden Tradition vom steinzeitlichen zum mittelalterlichen Bogen aus, so liegt es auf der Hand, dass die abgeflachte Seite des Bogens die dem Schützen abgewandte Seite, also der Bogenrücken, ist. Studien mit Rekonstruktionen prähistorischer Bögen und völkerkundliche Vergleiche haben ergeben, dass die gerundete Seite die Vorderseite sein müsste, um möglichst viel Kraft zu

²⁴⁶ Holt, S.79ff.

²⁴⁷ Strickland & Hardy, S.38.

²⁴⁸ Rogers: The development of the Longbow in late medieval England, S.332ff.

entwickeln und die Bruchsicherheit zu erhöhen.²⁴⁹ Einen wichtigen Hinweis auf die Orientierung des Bogens gibt die Tatsache, dass bei sämtlichen Holzbögen die Vorderseite des Bogens immer Richtung Stammaußenseite liegt. Dies gilt auch für neolithische Bögen, die meist aus kleineren Ulmenstämmen gefertigt wurden, und wo die Vorderseite des Bogens aus der unbearbeiteten und nur entrindeten Außenseite des Stammes bestand. Die Wölbung ergibt sich aus der natürlichen Wölbung des Stammes, wobei man bei der Auswahl eines geeigneten Stammes größere Stämme mied.²⁵⁰ Durch die Verwendung der unbearbeiteten Stammaußenseite ersparte man sich das Freilegen eines einzelnen Jahresringes, was den Arbeitsaufwand mit den primitiven prähistorischen Werkzeugen erheblich verringerte. Ein weiterer Unterschied dieser frühen Bögen zu ihrem mittelalterlichen Nachfahren ist, dass sie offenbar im ungetrockneten Zustand verarbeitet wurden.²⁵¹ Bearbeitungsspuren zeigen, dass die Bogenrohlinge bis zum Aufkommen von Eisenwerkzeugen im feuchten Zustand bearbeitet wurden. Im Mittelalter wurden die Bogenrohlinge vor der Verarbeitung getrocknet, um der Gefahr des Verziegens bzw. des Reißens während des Trocknungsprozesses entgegenzuwirken. Mit dem Einsatz von Hobeln und Ziehmessern konnte das getrocknete Holz viel besser bearbeitet werden als mit prähistorischen Werkzeugen, was auch das Fällen größerer Stämme und das Herausschlagen mehrerer Bogenrohlinge aus einem großen Stamm ermöglichte.²⁵² Eine weitere Schwierigkeit bei der Orientierung vermeintlicher neolithischer und mesolithischer Langbögen stellt das Splintholz dar. Bei einem Eibenbogen wird immer eine Schicht des zugfesten Splintholzes auf der Außenseite des Bogens belassen. Bei vielen neolithischen Bögen ist Splintholz durch die charakteristische helle Färbung oder durch die typischen Trocknungsrisse nachzuweisen. Daher ist davon auszugehen, dass das Splintholz regelhaft verwendet wurde. Bei vielen Funden ist es jedoch durch Verfärbung nicht mehr sichtbar, was einige Forscher zu der Annahme verleitet, dass der Bogen ausschließlich aus dem dunkleren Kernholz der Eibe gefertigt wurde.²⁵³ Ein berühmtes Beispiel hierfür ist der unfertige Ötzi-Bogen aus den Jahren 3359-3105 v.Chr.²⁵⁴ Die weltweit bisher ältesten Funde sind die von Holmegård und Ulkestrup Lyng in Dänemark. Es handelt sich um mannshohe Bögen aus der Zeit von 8.000-6.500 v.Chr. Wie die meisten Bögen aus dem Mesolithikum wurden auch sie aus Ulmenholz gefertigt und wiesen ein geschätztes Zuggewicht von 50-70

²⁴⁹ Junkmanns, Jürgen: Pfeil und Bogen von der Altsteinzeit bis zum Mittelalter. Ludwigshafen: 2013, S.1.

²⁵⁰ Ebd., S.2.

²⁵¹ Ebd., S.4.

²⁵² Ebd., S.5.

²⁵³ Junkmanns: S.28-29.

²⁵⁴ Einige Forscher zählen den unfertigen Ötzibogen zu der Ahnenreihe der mittelalterlichen Langbögen: unter anderen: Loades, Mike: The Longbow. Osprey: 2013, S.6.

Pfund, manchmal auch 100 Pfund auf. Technisch gesehen handelt es sich um Flachbögen, also um Bögen mit einer gerundeten Außen- und einer abgeflachten Innenseite. Die Meinungen der Forscher, wann der erste Bogenfund als Langbogen bezeichnet und somit in die Ahnenreihe des englischen Langbogens aufgenommen wird, gehen bei der Interpretation der frühen Funde auseinander. Am Beispiel des so genannten Rotten Bottom Bogens lässt sich diese Meinungsverschiedenheit recht eindrücklich illustrieren: Dieser Bogen wurde im Rotten Bottom, einem vermoorten Plateau in Westschottland, gefunden. Dabei handelt es sich um ein 136,5 cm langes Fragment eines ursprünglich etwa 178 cm langen, grazil gearbeiteten Eibenbogens. Ein Ende fehlt, das andere ist beschädigt. Die Beschädigung lässt darauf schließen, dass der Bogen beim Gebrauch zerbrach. Es sind keine Sehnenkerben und kein Splintholz zu erkennen, was die eindeutige Orientierung des Bogens schwierig macht. Der Bogen wurde mittels C14 Analyse auf einen Zeitraum von 3960-3710 v.Chr. datiert. Rekonstruktionen ergaben, dass er ein Zuggewicht von ca. 24 Pfund hatte, und somit liegt die Vermutung nahe, dass es sich bei diesem Bogenfund um einen Frauen- oder Jugendbogen handelte. Das Profil des Bogens entspricht einem „D“-Profil, wie es auch für Langbögen des Mittelalters üblich war. Einige Historiker, darunter Strickland und Hardy sprechen davon, dass es sich bei diesem Bogen um den ersten Langbogen handelt. Junker Junkmanns, ein Archäologe und Bogenbauer, der sich intensiv mit der Entwicklung des Bogens und Bogenfunden beschäftigte, bestätigt diese Annahme nicht.²⁵⁵ Ähnlich verhält es sich mit den Funden im Stellmoor, nordöstlich von Hamburg. Bei dem Fund handelt es sich um zwei fragliche Bogenfragmente aus Kiefer, die ebenfalls ein „D“-Profil aufweisen. Neben den fraglichen Bogenfragmenten wurden über einhundert Pfeilfragmente gefunden, teils mit Silexspitzen, teils einfachen Holzspitzen. Bei den Fragmenten ist die Lage der Jahresringe nicht klar ersichtlich. Da das Fragment aus dem harten Kernholz der Kiefer gearbeitet wurde und eine Orientierung nicht feststellbar ist, kann man nicht mit Sicherheit sagen, dass es sich bei den Fragmenten um Bögen bzw. um Langbögen handelt, wie es Strickland und Hardy behaupten.²⁵⁶

Weiters wurde eine Reihe von neolithischen Bögen in England, Nordeuropa und der Schweiz gefunden. Die meisten dieser Bögen waren aus Eibenholz und der Großteil war größer als der durchschnittliche Mann des Neolithikums. Es ist nicht verwunderlich, dass viele Bögen von

²⁵⁵ Junkmanns: S.197ff. Dass es sich dabei um einen Langbogen handelt, vertreten z.B.: Heath, Julian: Warfare in Prehistoric Britain. 2013, S.45.; Strickland & Hardy, S.39.

²⁵⁶ Junkmanns: S.110, Hardy&Strickland, S.40. Comstock, Paul: Bogen der europäischen Vorgeschichte. In: Hörnig, Angelika (Hrsg.): Die Bibel des traditionellen Bogenbaus. Band 2. 2. Auflage. Ludwigshafen: 2009, S.98.

solch einer Länge aus dieser Zeit gefunden wurden, da Bogenhölzer wie Eibe, Ulme und Kiefer eine Mindestlänge von 130cm benötigen, um eine ideale Kombination von Leistung und Bruchsicherheit zu erreichen. Diese frühen Bögen waren möglicherweise die Vorläufer des englischen Langbogens, der in seiner späteren Ausprägung von den Bogenschützen während des Mittelalters gezogen wurde. Die Verwendung des Bogens dürfte mit dem Beginn der Verwendung von Bronzewaffen und später Eisenwaffen zurückgegangen sein. Aber die Menge an sorgfältig gearbeiteten Bögen aus der Zeit von 200-400 n.Chr., die in den Mooren von Thorsbjerg, Vimose und Nydam in Dänemark und Schleswig-Holstein gefunden wurden, zeugen davon, dass der Langbogen den Vorfahren der Angel-Sachsen bekannt gewesen sein musste.²⁵⁷ Falls es sich bei obigen Bogenfunden noch nicht um Langbögen im engeren Sinn handelte, so ändert sich dies mit dem Nydam-Bogen.²⁵⁸ Im „Nydam-Boot“, das 320 n.Chr. im Nydam-Moor in Südjütland geopfert wurde, wurden 36 Langbögen und mehrere Hunderte von Pfeilen, entweder mit Eisen- oder Knochenspitzen versehen, gefunden. Die Nydambögen ähneln in Form, Länge und Tiefe schon sehr den Mary Rose Bögen. Ein Exemplar der Nydambögen wies eine Länge von 1,73 Meter auf, war 2,8 cm breit und 2,5 cm Tief. Vergleichsweise wies ein typischer Mary Rose Bogen eine Länge von 1.85m, eine Breite von 3.6 cm und eine Tiefe von 3,3 cm auf.²⁵⁹ Der essentielle Unterschied ist die Dicke (die Tiefe) des Bogens und nicht Länge, Breite oder Form. Jene Bögen, die während des 2. und 4. Jahrhunderts nach Christus geschossen wurden, sind im Prinzip dieselbe Waffe, wie jene der englischen Bogenschützen des 16. Jahrhunderts.

²⁵⁷ Strickland & Hardy, S.39ff.

²⁵⁸ Junkmanns, S.337.

²⁵⁹ Hardy: Longbow, S.21ff.

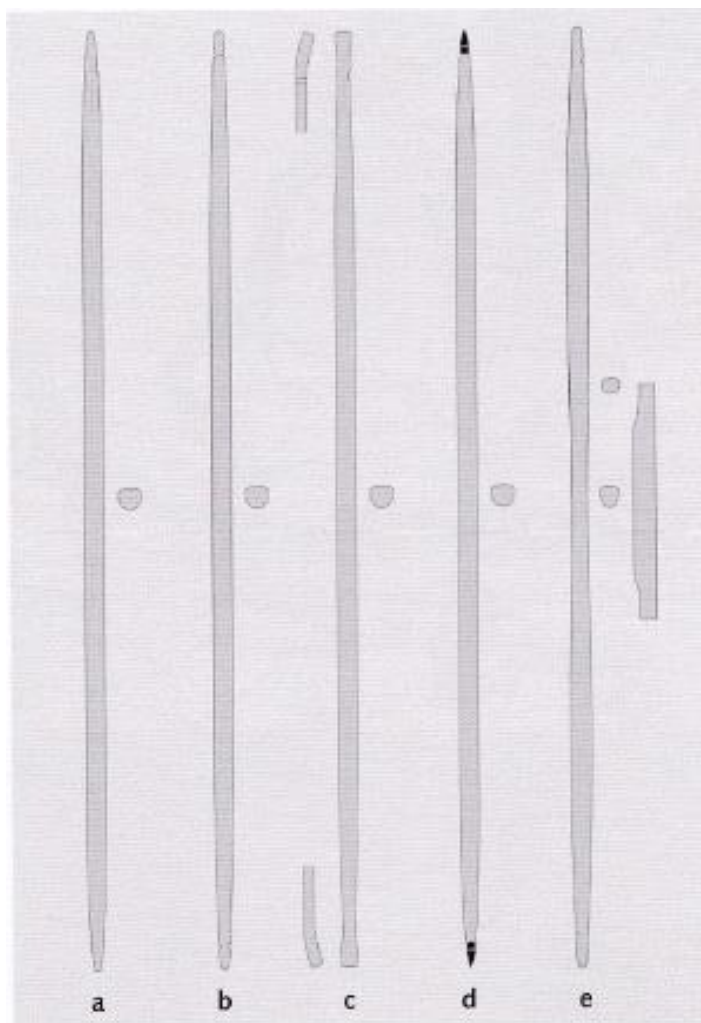


Abbildung 28:
Mittelalterliche Bogentypen im westlichen Europa (schematisch)
 a. Langbogen Typ Nydam
 b. Langbogen Typ Aalsum (Friesischer Langbogen)
 c. Langbogen Typ Haithabu (Wikingerlangbogen)
 d. Langbogen Typ Mary Rose (Englischer Langbogen)
 e. Typ Oberflacht (Alamannischer Bogen)

Abbildung 13: Mittelalterliche Bogentypen in Westeuropa²⁶⁰

Mit der Christianisierung der Angelsachsen im 6. Jahrhundert n.Chr. verschwand auch der heidnische Brauch der Grabbeigaben, und so nahm auch die Anzahl der heute verwertbaren Bogenfunde in England ab. Es wurden noch alemannische Bögen in Gräbern aus dem 8. Jahrhundert mit einer Länge über 1,80 m gefunden. Bei diesem Bogentyp handelt es sich aber eher um einen mannshohen Flachbogen.²⁶¹ Archäologische Befunde und literarische Belege bezeugen, dass die Wikinger Bögenhölzer wie Eibe und Ulme verwendeten. Aus der Anzahl

²⁶⁰ Junkmanns, S.43.

²⁶¹ Ebd., S.45.

der gefundenen Bögen, die meistens aus Gräbern stammen, kann man darauf schließen, dass der Bogen fest in der Kultur der Wikinger verankert gewesen sein musste und aufgrund des hohen Zuggewichts für die Jagd als auch für militärische Zwecke verwendet wurde. Als auch die Wikinger im 11. Jahrhundert christianisiert wurden, hörten auch sie auf, Bögen und andere militärische Gegenstände als Grabbeigaben beizulegen.²⁶²

Das Mittelalter war das Zeitalter des Langbogens. Neben dieser Bogenform gab es nur den alemannischen Bogen im nördlichen und westlichen Europa. Er ist im Prinzip immer von gleicher Formgebung: stabförmig, ohne erkennbaren Griff, mit D-förmigem Querschnitt mit flacher Außen- und gerundeter Innenseite. Er unterscheidet sich deutlich von früheren Bögen, wenn man davon ausgeht, dass es sich bei diesen Bögen um Flachbögen, also Bögen mit einer gerundeten Außen- und einer abgeflachten Innenseite handelt. Unter Berücksichtigung der mechanischen Eigenschaften von Holz war der alte Querschnitt leistungsfähiger als jener des Langbogens. Mögliche Gründe für einen Wechsel zu einem ineffizienteren Bogendesign waren die leichtere und schnellere Bearbeitung einer gerundeten Rückseite. Außerdem ist der schlankere Langbogen materialsparender. So konnten aus einem gefällten Baumstamm mehrere Bogenrohlinge gewonnen werden als bei breiteren Bogenformen.²⁶³ Je größer der Durchmesser eines Stammes wurde, desto flacher wurde auch die natürliche Wölbung der Bogenaußenseite, was zu einer umgekehrten Bauweise passen würde. Dieses Langbogenprinzip lässt sich aufgrund der mechanischen Anforderungen an das Holz nur mit sehr guten Bogenhölzern, allen voran die Eibe, umsetzen. Die unterschiedliche Qualität der Nydambögen lässt darauf schließen, dass sich jeder seinen Bogen selbst anfertigte und diese nicht von professionellen Bogenbauern angefertigt wurden. Dies änderte sich schlagartig im Hochmittelalter, als dem Langbogen in den Schlachten des Hundertjährigen Krieges eine bedeutende Rolle zukam. Jürgen Junkmanns sieht in dieser Entwicklung den Impuls zur Entwicklung des englischen Langbogens: „Der Langbogen stellte eine komplette Neuentwicklung dar und kann nicht ohne weiteres aus den älteren Bogentypen abgeleitet werden.“²⁶⁴ Die Neuentwicklung des Langbogens müsste folglich zur Zeit des Nydambogens, um 50.v.Chr.-340 n.Chr., wo die ersten Bögen des Typs Nydam angefertigt wurden, gesucht werden, da sich die verschiedenen Varianten des Langbogens nur in der Gestaltung der Bogenenden und der Sehnenkerben unterscheiden.²⁶⁵ Sollten die prähistorischen Bogenfunde

²⁶² Strickland & Hardy, S.40.

²⁶³ Junkmanns, S.43.

²⁶⁴ Ebd., S.44.

²⁶⁵ Ebd., S.45.

keine Langbögen sein, ist die Entwicklung des Langbogens nicht während der Zeit von Edward I. zu suchen, sondern um die Zeitenwende. Es gibt leider kein Exemplar aus Hoch- oder Spätmittelalter, dessen Herkunft und Alter mit Sicherheit festgestellt werden kann.²⁶⁶ Bedenkt man die Mengen an Bögen, die in England alleine während des Mittelalters produziert wurden, so mag es verwunderlich wirken, dass sich aus der Zeit des Hundertjährigen Krieges kein Exemplar in unsere Zeit retten konnte. Bögen gehörten im mittelalterlichen Bild zum Alltag und sie waren leistbare Gebrauchsgegenstände, derer man sich entledigte, wenn sie nicht mehr funktionierten und die man nicht verzierte und durch die Generationen weiterreichte, wie es beispielsweise mit verzierten Armbrüsten gemacht wurde.²⁶⁷ Zwischen den gefundenen Langbögen der Wikinger, die aus dem 10. Jahrhundert stammen, und den Bogenfunden auf der Mary Rose gibt es eine Lücke, die man in der Literatur mit literarischen und bildlichen Belegen aufzufüllen versucht.

Literarische Belege

Aus dem späten 13. Jahrhundert gibt es gerichtliche Untersuchungen, bei denen „Langbögen“ Bestandteil der Untersuchung waren. Am Beispiel des Falls von Simon of Skeffington, der in der Banco Roll von 1298 beschrieben wurde, lässt sich illustrieren, wie auch hier die Meinungen der Forscher auseinandergehen, ob es sich nun um einen Langbogen handelt oder nicht. Bei Skeffintons Tötung wurde ein „Langbogen“, der genauestens beschrieben wurde, verwendet. Die Waffe war aus Eibenholz gefertigt und ca. 1,68 m lang. Der Pfeil war in etwa 86 cm lang, 2,5 cm dick, war aus Eschenholz gefertigt und mit Pfauenfedern versehen. Er war mit einem Broadhead mit 7,6 cm Länge und 5 cm Breite bestückt.²⁶⁸ Laut Clifford Rogers handelt es sich bei oben beschriebenem Fall um keinen Langbogen, da bei der Übersetzung aus dem Lateinischen ein Fehler gemacht wurde, was zu einer Missinterpretation führte. Seiner Meinung nach handelt es sich um einen Kurzbogen, da die Länge des Bogens nicht ausreicht, um laut Rogers Definition ein Langbogen zu sein. Wie würde die Definition aussehen, wenn der Schütze, der Skeffington tötete, nur 1,65 Meter maß? Das erste Dokument, das zweifelsohne einen Langbogen beschreibt, ist wieder eine Anklage wegen

²⁶⁶ Strickland & Hardy, S.40.

²⁶⁸ Ebda., S.41

Mordes. Darin wird der Mord von Robert de Essington am 4. Juli 1313 beschrieben.²⁶⁹ Man weiß nicht, warum Robert ermordet wurde, aber er wurde von mehreren Pfeilen in Brust und Rücken getroffen, mit Stöcken geschlagen, von einem Degen gestochen und sein linker Fuß wurde von einem Schwerthieb schwer verletzt. Die angeklagten Männer wurden am Ende freigesprochen. Einer der Angeklagten, Roger de Swynnerton, verwendete einen Bogen aus spanischer Eibe mit einer beachtlichen Länge von 2,29 m. Bei der Längenangabe kann es sich um eine Übertreibung handeln. Eine andere Möglichkeit wäre, dass die Bögen in solch einer Länge gebaut wurden, um die Bruchsicherheit zu erhöhen. Zwei seiner Komplizen schossen Bögen aus irischer Eibe und einer aus Ulme. Wieder ein anderer schoss einen „türkischen“ Bogen aus spanischer Eibe. Jedoch bleibt es unklar, ob es sich dabei um einen Composit-Bogen im Stil der Reiterbögen handelt oder um einen Selfbow aus Eibenholz. Der Fall von Robert de Essington ist ein wichtiger Indikator für die Diversität an Waffen und Bogenhölzern innerhalb einer lokalen Gruppe von mittlerem bis niederem sozialen Status.²⁷⁰ Je nachdem, ob man der Argumentation von Rogers folgt, der den Fall mit 1313 datiert, oder jener von Strickland und Hardy, die ihn mit 1315 datieren, kann man sagen, dass es sich bei diesen Bögen um jene handelt, die höchstwahrscheinlich auch in der Schlacht von Bannockburn 1314 gezogen wurden. Die Mehrzahl der Bogenschützen von Edward I. und Edward II. mussten sich zu dieser Zeit noch selbst ausrüsten und ihren eigenen Bogen mitbringen. Die Fälle von Skeffington 1298 und Essington 1315 erlauben den Schluss, dass es zu dieser Zeit starke Langbögen gegeben haben muss und dass jene Bögen, die bei Halidon Hill, Crécy und Agincourt zum Einsatz kamen, tatsächlich Bögen von ähnlicher Größe und Kraft waren wie jene, die auf der Mary Rose gefunden wurden.

Es gibt nur wenige schriftliche Quellen, die vor dem 13. Jahrhundert geschrieben wurden und die genauen Maße der Bögen enthalten. Wenn in den Anklageschriften plötzlich die Rede von „Langbögen“ ist, darf man diese neue Art der Quelle nicht mit einer neuen Art einer Waffe verwechseln.²⁷¹ Eine aufschlussreiche Quelle für die Verwendung des Langbogens vor den Kampagnen von Edward I. ist die „History and Topography of Ireland“ von Gerald of Wales (oder Giraldus Cambrensis). Gerald war ein Mann der Kirche und Lehrer. 1188 begleitete er den Erzbischof von Canterbury bei einer Predigtreise durch Wales, um Unterstützung für den 3. Kreuzzug zu erhalten. Kurz nach dieser Reise schrieb er seine „Journey Through Wales“, in

²⁶⁹ Rogers: The development of the longbow in late medieval England, S.335. Strickland & Hardy datieren den Fall auf 1315, S.42.

²⁷⁰ Strickland & Hardy: S.42.

²⁷¹ Ebd., S.43.

der er seine Reiseeindrücke verschriftlichte. Darin preist er das Geschick der Männer aus Gwent mit ihren Bögen:

„The bows they use are not made of horn, nor of sapwood, nor yet of yew. The Welsh carve their bows out of the dwarf elm-trees in the forest. They are nothing much to look at, not even rubbed smooth, but left in a rough and unpolished state. Still, they are firm and strong. You could not only shoot far with them, but also they are powerful enough to inflict serious wounds in a close fight.”

Interessant an dieser Passage ist, dass Gerald offenbar Komposit-Bögen kannte, die aus mehreren Schichten Horn und Tiersehnen bestanden, die auf einen hölzernen Kern geklebt wurden und die Waffen der östlichen berittenen Bogenschützen waren. Außerdem musste Gerald Kenntnis vom englischen Langbogen gehabt haben. Es sieht so aus, als ob Ulme für ihn nicht das typische Bogenholz war. Die Bögen, die ihm vertraut waren, mussten fein gearbeitet und glatt poliert gewesen sein, so wie es bei den englischen Langbögen wahrscheinlich der Fall war.²⁷² Für Strickland und Hardy besteht kein Zweifel, dass es sich bei den von Gerald beschriebenen Waffen um englische Langbögen des Typs „Mary Rose“ gehandelt haben muss. Ein gewichtiges Argument dafür sehen sie in einer Anekdote von Gerald of Wales: Während einer walisischen Attacke auf das Schloss Abergavenny im Jahre 1182 flohen zwei normannische Ritter in den Bergfried. Die walisischen Bogenschützen schossen von hinten auf sie und durchschlugen dabei die aus Eichenholz bestehende Tür des Turms, die beinahe so dick war wie die Handfläche eines Mannes. Die Pfeile wurden dort belassen. Eine weitere Anekdote, die für Hardy und Strickland für die Verwendung von Langbögen spricht ist: William de Braose bezeugt, dass während des Krieges gegen die Waliser einer seiner Männer von einem walisischen Pfeil am Bein getroffen wurde, und dieser Pfeil ging direkt durch die Rüstung des Reiters, durch den Sattel und verletzte das Pferd. Als der Ritter sein Pferd wendete, traf ihn ein weiterer Pfeil mit demselben Effekt im anderen Bein. Für Gerald war die Durchschlagskraft der verwendeten Bögen ähnlich die einer Armbrust. Aufgrund der geschilderten Anekdoten, die man nicht unkritisch für wahr halten darf, schließen Strickland und Hardy auf eine Waffe, die beinahe so stark wie eine Armbrust sein musste, und dabei kann es sich für sie nur um den voll entwickelten englischen Langbogen, in diesem Fall aus Ulmenholz gefertigt, handeln. Ein Argument dafür wäre, dass auch zu Tudorzeiten manche Langbögen noch aus dem Holz der Zwergulme gefertigt wurden.²⁷³ Die Waliser waren meistens nur leicht gewappnet und konnten sich besonders schnell durch die Wälder bewegen, weswegen sie gerne von den Anglo-Normannen sowie

²⁷² Strickland & Hardy, S.43.

²⁷³ Ebd., S.44.

den angevinischen Herrschern für Guerilla-Taktiken eingesetzt wurden.²⁷⁴ Strickland ist davon überzeugt, dass die Mehrheit der in den angevinischen Heeren dienenden Soldaten definitiv Bogenschützen waren.²⁷⁵ Gerald geht davon aus, dass die Iren vor der Anglo-Normannischen-Invasion den Bogen kaum oder gar nicht für Kriegszwecke verwendet haben. Sie begannen erst Bogenschützen gezielt auszubilden und einzusetzen, als sie den Effekt der normannischen Bogenschützen sahen.²⁷⁶ Clifford Rogers interpretiert die geschilderten Ereignisse etwas anders und ist davon überzeugt, dass es sich bei den verwendeten Bögen nicht um englische Langbögen handelte. Bei einer Ausgrabung in Waterford in Irland wurden mehrere Fragmente und ein kompletter Bogen gefunden. Dieser Bogen war lediglich 125 cm lang und die anderen Bogenrohlinge waren vermutlich von derselben Länge. Die gefundenen Spitzen waren für den militärischen Einsatz gedacht. Somit kann es sich vermutlich nicht um Bögen handeln, die für die Jagd gedacht waren. Um sein Argument für die Verwendung von Kurzbögen während des 11. und 12. Jahrhunderts zu unterstreichen, zieht er den Schluss, dass es wahrscheinlich war, dass jene Bögen, die von den Iren verwendet wurden, denen der Anglo-Normannen und Waliser ähnlich gewesen sein mussten, es sich folglich nicht um Langbögen handeln konnte, wie von Strickland und Hardy postuliert.²⁷⁷

Interessant für die Verwendung des Langbogens und die Entwicklung von Defensivtaktiken ist der dritte Kreuzzug (1189-1192). In Richard I. Heer befanden sich Bogenschützen aus den englischen Besitzungen in Frankreich, aus England und Wales. Die Könige des Abendlandes nahmen ihre militärischen Methoden mit und adaptierten diese, um auf die Taktiken der Muslime reagieren zu können. Dabei spielten Fernwaffen nicht nur bei Belagerungen eine wichtige Rolle, sondern auch während des Marsches, um einen Schutzschirm gegen den Dauerbeschuss durch die muslimischen Bogenschützen zu formen.²⁷⁸ Die sehr beweglichen muslimischen Bogenschützen schossen mit ihren kurzen Reiterbögen vom Rücken ihrer Pferde. Dies geschah in offenen und geschlossenen Formationen sowohl in Bewegung als auch stehend.²⁷⁹ Die Art des Reiterbogens wurde zeitgleich in Mesopotamien, Anatolien und den Steppen Nordasiens während des 3. Jahrtausends vor Christus entwickelt. In Europa kam

²⁷⁴ Ebd., S.86.

²⁷⁵ Ebd., S.89.

²⁷⁶ Rogers: The development of the longbow in late medieval England, S.333.

²⁷⁷ Ebd., S.334ff.

²⁷⁸ Strickland & Hardy, S.95.

²⁷⁹ Ebd., S.98.

es zu keiner equivalenten Entwicklung eines Compositbogens, obwohl dieser weitaus leistungsfähiger ist als die bekannten Lang- und Primitivbögen.²⁸⁰

Der größte Vorteil in der Verwendung des Reiterbogens war seine Reichweite, wenn er mit leichten Pfeilen geschossen wurde, die bis zu 730 Meter betragen konnte. Es wurde geschätzt, dass ein trainierter Ghulam (Elitekrieger) bis zu 5 Pfeile in 2,5 Sekunden lösen konnte. Der Reiterbogen kann schneller geschossen werden als ein Langbogen. Jedoch wurde die Reichweite der Pfeile zugunsten der Durchschlagskraft erkaufte. So war die Rüstung der Franken höchst effektiv gegen die Pfeile der östlichen Reiterbögen.²⁸¹ Jedoch waren ihre Pfeile, die in dichten Hageln auf die Franken niedergingen, tödlich für die wertvollen Pferde der Kreuzritter. Der Verlust der Pferde konnte die Offensivpläne der Kreuzzügler stark einschränken. Es war also wichtig für die Kreuzritter, auf die Taktik der türkischen Pferde-Schützen zu reagieren, und dabei spielte die richtige Verteilung der Langbogen- und Armbrustschützen eine wichtige Rolle.²⁸²

Die Sarazenen adaptierten europäische Taktiken und Waffen für ihre Zwecke, und so taten es auch die Europäer. Richard Löwenherz heuerte Muslime für seinen Krieg gegen Philip Augustus an. Außerdem heuerte er auch andere Sarazenen und Griechen als technische Experten für die Konstruktion von Belagerungsgerät und griechischem Feuer an.²⁸³

Im 12. Jahrhundert war den angevinischen Königen die Herstellung eines Composit-Bogens durchaus bekannt, was man auch an der späteren Armbrust, die auch aus Composit - Materialien besteht, sehen kann.²⁸⁴

Bildliche Belege

Bei der Interpretation von bildlichen Quellen aus dem Mittelalter ist Matthew Strickland zu dem Schluss gelangt, dass auf die bildlichen Quellen vor dem Ende des 13. Jahrhunderts kein Verlass im Bezug auf den Bogentyp und die Bogenlänge ist, da sich die Künstler nicht um eine naturalistische Darstellung bemühten, und daher kam es nicht zu einer Entwicklung eines neuen Bogentyps, sondern um eine Entwicklung in der Darstellungsform der Bogenschützen und deren Bögen.²⁸⁵ Clifford Rogers verneint dies und kommt nach der Durchsicht von ca.

²⁸⁰ Ebd., S.99.

²⁸¹ Strickland & Hardy, S.98 ff.

²⁸² Ebd., S.101.

²⁸³ Ebd., S.109.

²⁸⁴ Ebd., S.112.

²⁸⁵ Strickland & Hardy, S.38.

1000 Bildern von Bögen in der mittelalterlichen Kunst zu dem Schluss, dass der Langbogen am Ende des 13. Jahrhunderts möglicherweise unüblich in England war und er innerhalb kurzer Zeit zum meist verwendeten Bogentypen in England des 14. Jahrhunderts wurde, was von einer Neuentwicklung der Waffe zeugen würde.²⁸⁶ Im 14. und 15. Jahrhundert legten die Künstler mehr Wert auf die Proportion des Schützen und des Bogens.²⁸⁷ Aus diesem Zeitraum stammen auch die meisten bildlichen Darstellungen mit Langbögen des Typs „Mary Rose“. Beide interpretieren die bildlichen Quellen anders, beginnen aber in ihrer Argumentation mit dem Bildteppich von Bayeux. Dieser große Bildteppich wurde in den Jahren um 1070-1080 für Odo von Bayeux gestickt und zeigt die Eroberung Englands durch die Normannen. In einer zentralen Szene sind auch Bogenschützen zu sehen:



Abbildung 14: Bildteppich von Bayeux. Ausschnitt mit Bogenschützen.²⁸⁸

Die Bögen sind signifikant kürzer als die Schützen und diese ziehen die Bogensehne zur Brust, was für einen Kurzbogen sprechen würde. Aber waren bei der Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer wirklich Kurzbögen im Einsatz oder handelt es sich hierbei um eine künstlerische Abwandlung, die möglicherweise auf einer anderen Vorlage eines Bogenschützen beruht oder bei der für den Künstler/die Künstlerin die Proportionen einfach

²⁸⁶ Rogers: The development of the Longbow in medieval England, S.336-337.

²⁸⁷ Strickland & Hardy: Warbow, S.45.

²⁸⁸ <http://www.bayeuxtapestry.org.uk/Bayeux26.htm> am 13.09.2014

keine Rolle spielten? Strickland wagt den Rückschluss vom Luttrell Psalter, der aus dem frühen 14. Jahrhundert stammt und Bogenschützen mit voll entwickelten Langbögen beim Training bei den „Butts“ (Lehmhügeln.) zeigt und behauptet, dass es sich bei kurzen Bögen auf dem Bildteppich nur um eine künstlerische Stilisierung handeln kann.²⁸⁹ Es gibt am unteren Rand des Teppichs auch Abbildungen von Bogenschützen, die einen Langbogen zu ziehen scheinen, jedoch stimmen die Proportionen nicht, und jene in der zentralen Szene wurden mit mehr Sorgfalt in der Proportion dargestellt. Für Clifford Rogers handelt es sich bei den Abbildungen auf dem Teppich für einen stichhaltigen Beweis für die Existenz des Kurzbogens und dessen Verwendung für militärische Zwecke im frühen England.²⁹⁰



Abbildung 15: Luttrell Psalter 1325²⁹¹

Bei der Interpretation von mittelalterlichen Darstellungen ist Vorsicht geboten. Das Dargestellte wurde oft stilisiert und die Abbildung von Bögen wurde oft von klassischen Modellen oder älteren Exemplaren beeinflusst, anstatt die Bögen originalgetreu abzubilden, wie sie zur Zeit des Künstlers in Verwendung waren. Während des Mittelalters wurden auch immer wieder ältere Vorlagen von den Künstlern herangezogen, um etwas darzustellen. Bei der Unterscheidung von Kurz- und Langbogen spielt immer wieder der Ankerpunkt eine gewichtige Rolle. Wird zur Brust oder zum Kinn gezogen, handelt es sich den Forschern nach um Kurzbögen, wird der Bogen zum Ohr gezogen, um einen Langbogen. Es gibt mehrere literarische Hinweise darauf, dass Bögen bis zum Ohr gezogen wurden. Jedoch hatten viele

²⁸⁹ Strickland & Hardy: Warbow, S.44.

²⁹⁰ Rogers: The development of the Longbow in medieval England, S.337-338.

²⁹¹ http://www.medievalists.net/2011/01/29/military-archery-in-medieval-ireland-archaeology-and-history/geoffrey_luttrell_psalter_1325_longbowmen/ am 13.09.2014

Künstler Probleme damit, einen Bogenschützen in vollem Auszug darzustellen. Blickt der Schütze nach links (ausgehend von einem Rechtshandschützen), werden viele Details durch den Rücken und den Kopf des Schützen verdeckt. Blickt er zur rechten Seite, werden große Teile des Gesichts durch die Zughand, die Befiederung des Pfeils und der Bogensehne verdeckt. Um dieses Problem zu umgehen, haben viele Künstler die Zughand weiter unten im Zentrum positioniert, um die Person leichter darstellen zu können und eine angenehmere Symmetrie zu erzielen.²⁹² Nicht zuletzt darf die soziale Ebene außer Acht gelassen werden: Der soziale Status spielt, wie in den Chroniken, auch bei den Bildern eine Rolle.²⁹³ So kann es immer wieder vorkommen, dass eine Person kleiner abgebildet wird als eine andere, weil sie einen geringeren sozialen Status inne hat. Dabei wird der Künstler vermutlich auch weniger Wert auf die naturgetreue Darstellung und die Proportion der niedriger stehenden Person und deren Waffe gelegt haben.

Ein Beispiel für eine Abbildung von englischen Langbögen aus dem 15. Jahrhundert ist die Hinrichtung des Heiligen Sebastian, dem Schutzpatron der Bogenschützen:



Abbildung 16: Hinrichtung des Hl. Sebastian. Ca. 1493. Zeichnung vom Altar.²⁹⁴

²⁹² Strickland & Hardy: Warbow, S.47.

²⁹³ Ebd., S.45-46.

²⁹⁴ Strickland & Hardy: Warbow, S.12.

Bei dieser Zeichnung handelt es sich um eine Darstellung des Märtyrertums des heiligen Sebastian. Der Legende nach war Sebastian Hauptmann in der Prätorianergarde Diokletians. Als er sich öffentlich zum Christentum bekannte, wurde er von Diokletian zum Tode verurteilt. Er wurde an einen Pfahl gefesselt und numidische Bogenschützen sowie ein Armbrustschütze feuerten ihre Pfeile auf den Gefesselten. Er wurde für tot befunden und am Hinrichtungsort belassen. Die Pfeile töteten ihn jedoch nicht und er wurde von einer Witwe gesund gepflegt.²⁹⁵ Die Hinrichtung Sebastians fand um 288 in Rom statt und wurde durch numidische Bogenschützen durchgeführt. Numidien war eine historische Landschaft in Nordafrika, die unter anderem weite Teile Tunesiens umfasste. Die dargestellten Bogenschützen sind jedoch hellhäutig und verwenden englische Langbögen, was vermutlich mit der künstlerischen Darstellung der Szene zu tun hat. Der Künstler bildete die Bogenschützen und ihre Bögen so ab, wie er sie kannte. Bemerkenswert bei dieser Darstellung ist, dass der Künstler die Bögen sehr genau darstellte. Man kann klar zwischen Früh- und Spätholz unterscheiden und die Hornnocken an den Enden der Bögen erkennen. Die Dicke und die Länge der Bögen lässt auf voll entwickelte Langbögen schließen, wie sie auch aus dem Kriegsschiff „Mary Rose“ geborgen wurden. Weiters kann man recht deutlich erkennen, dass auch ein Armbrustschütze an der Hinrichtung beteiligt war, der seine Armbrust mittels einer Cranequin spannte.

Für Strickland steht fest, dass es vor der von Rogers proklamierten Entwicklung des Langbogens im 13. Jahrhundert unter Edward I. Abbildungen von Langbögen gibt.²⁹⁶ Ungeachtet ihrer unterschiedlichen Interpretationen hinsichtlich der Entwicklung des Langbogens kommen beide Forscher überein, dass der Langbogen ab dem 14. Jahrhundert die dominierende Waffe war. Trotz seiner Dominanz und Allgegenwärtigkeit im mittelalterlichen England gibt es Illustrationen von kurzen bis sehr kleinen Bögen in Britannien bis ins 16. Jahrhundert.²⁹⁷ Strickland nimmt dies als Zeichen dafür, dass man sich bei der Frage, ab wann der Langbogen auf die Bildfläche der Geschichtsschreibung tritt, sich nicht auf die mittelalterlichen Abbildungen verlassen kann. Rogers interpretiert die Abbildungen anders und vertritt folgende These: Die vermehrte Verwendung des Langbogens im England des 14. Jahrhunderts war eine neue Entwicklung und passierte etwas später als bisher angenommen. Nämlich nicht unter Edward I. und seinen Kriegen in Wales (1277-1292), sondern unter

²⁹⁵ <http://www.heiligenlexikon.de/BiographienS/Sebastian.htm> am 12.08.2014

²⁹⁶ Strickland & Hardy: Warbow, S.46.

²⁹⁷ Ebd., S.45.

Edward II. (1307-1327). Dabei stützt er sich auf seine Forschungsergebnisse, die er durch das Studium unzähliger Bilder erlangte: Da es auch im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts keinen Wechsel in der künstlerischen Abbildung vom Kurzbogen hin zum Langbogen gab und in den englischen wie den kontinentalen Manuskripten Kurzbögen dargestellt wurden, dieser Wechsel aber plötzlich zu Beginn des 14. Jahrhunderts passierte, muss die Entwicklung des Langbogens zu Beginn des 14. Jahrhunderts passiert sein. Diese Entwicklung konnte, Rogers nach, zu einer Infanterie Revolution, wie sie weiter oben beschrieben wurde, beigetragen haben.²⁹⁸

Meiner Meinung nach ist es unwahrscheinlich, dass bis zur Zeit Edward II. Kurzbögen die verbreitetste Form von Bögen für militärische Zwecke waren und dass unter Edward I. bzw. Edward II. ein neuer Bogentyp entwickelt wurde. Es gibt kontinuierliche Langbogenfunde von der Spätantike bis ins Frühmittelalter. Wobei ich den Begriff „Langbogen“ hier für Bögen mit einem D-förmigen Querschnitt, also einer abgeflachten Vorder- und einer gerundeten Rückseite, und einer Länge, die in etwa jener des Schützen entspricht, verwende. Wie bereits beschrieben, kam es mit dem Nydam-Bogen zu der Entwicklung eines neuen Bogentyps, da das bis dahin verwendete Bogendesign geändert wurde, und plötzlich die Bogenaußenseite abgeflacht und die Innenseite gerundet wurde. Diese Entwicklung lässt sich vielleicht auch mit dem Aufkommen besserer Werkzeuge erklären, mit denen man größere Stämme fällen und spalten konnte. Bei vielen der gefundenen Bögen wurde die Bogenaußenseite lediglich durch das Abziehen der Rinde bearbeitet. Je dünner der Stamm war, desto gerundeter war auch die Bogenaußenseite. Sie weisen einen D-förmigen bis oval-runden Querschnitt auf. Wie es zu einer abgeflachten Außenseite gekommen ist, ist nicht restlos geklärt. Auch bei den gefundenen Mary Rose Bögen wurde bisher nicht angegeben, ob das gesamte Splintholz verwendet wurde, wie es bei frühmittelalterlichen Bögen der Fall war.²⁹⁹ Möglicherweise wurde das Splintholz, falls der Splint zu dick war, so weit abgetragen, bis das vom Bogner gewünschte Verhältnis von Kern- und Splintholz, und somit die größtmögliche Effizienz, erreicht wurde. Meiner Meinung nach kam es also zu keiner plötzlichen „Neuentwicklung“ des Langbogens, sondern eher zu einer Modifizierung der Nydambögen, betreffend die Länge, den Querschnitt, die Bearbeitung und die Bogenenden. Bei den Mary Rose Bögen wurde das D-Profil offenbar konstanter verwendet als bei frühmittelalterlichen Bögen, was von einer besseren Bearbeitungstechnik und besseren Werkzeugen wie, z.B. Ziehklinge oder

²⁹⁸ Rogers: Longbow, S.339-340.

²⁹⁹ Junkmanns: S.386.

Ziehmesser. sicherlich erleichtert wurde. Die Bogenenden der Mary Rose Langbögen wurden mit Hornnocken versehen, was die Bruchsicherheit weiter erhöhte, da das Eibenholz zum Aufreißen neigt. Die größere Länge der Mary Rose Langbögen gegenüber den frühmittelalterlichen Langbögen lässt sich durch die angenommene Zugstärke, die Bruchsicherheit und die leichtere Bearbeitung während des Tillervorgangs erklären. Bei den Mary Rose Langbögen geht man von einer Zugstärke von 100-180 Pfund aus. Solch hohe Zuggewichte belasten das Holz natürlich mehr als niedrigere Zuggewichte, und um diese Zuggewichte zu erreichen, mussten die Bögen von einer gewissen Länge sein. Ein längerer Bogen vermindert das Bruchrisiko. Die auftretenden Zug- und Kompressionskräfte können besser auf die Länge verteilt werden, und das Holz wird nicht so stark belastet wie bei kürzeren Bögen. Es ist einfacher, einen längeren Bogen auf einen weiten Auszug zu tillern als einen kurzen, besonders wenn man von Auszugslängen von ca. 31 Inch (ca. 78 cm), je nach Körpergröße des Schützen ausgeht. Dabei stellt sich die Frage nach dem Auszug. Ab wann wurden die Bögen bis zum Ohr, also ca. 74-79 cm weit, ausgezogen? Es sind viele literarische Hinweise auf einen Auszug bis zum Ohr bekannt. Aber wurden die früheren Langbögen auch so weit ausgezogen oder handelt es sich hierbei um ein frühmittelalterliches Novum? Frühere Pfeilfunde von Thorsbjerg (100 v.Chr.-500 n.Chr.) variieren in der Länge zwischen 26 und 35 Inch.³⁰⁰ Diese Pfeile wurden zusammen mit Langbögen des Nydam-Typs gefunden. Hier ist also fraglich, ob der Pfeil bis zur Brust, zum Kinn oder zum Ohr gezogen wurde. Die Mehrheit der Pfeilfunde in Nydam weist eine Länge von 75-80 cm auf.³⁰¹ Die auf der Mary Rose gefundenen Pfeile teilen sich in zwei Gruppen mit Längen von durchschnittlich 75cm und 80 cm, obwohl es dreimal mehr längere Schäfte als kürzere gibt.³⁰² Aufgrund der Pfeilfunde kann man darauf schließen, dass es bei allen drei möglich war, den Bogen bis zum Ohr auszuziehen, was der von Hardy definierten Charakteristik eines Langbogens entsprechen würde. Die Frage ist, ob man bei dieser Annahme sicher gehen kann, dass die Bogenschützen tatsächlich bis zum Ohr auszogen und nicht nur bis zum Mundwinkel, wie es heutzutage weit verbreitet ist? Die Länge des Pfeils würde beides erlauben, einen kurzen und einen langen Auszug. Was gegen einen kürzeren Auszug bei längeren Pfeilen sprechen würde, wären Performanceeinbußen aufgrund des Pfeilgewichts. Kürzere Bögen erlauben meistens nur einen kürzeren Auszug, weil die mechanischen Kräfte das Holz sonst zu sehr beanspruchen würden und es zu Stauchrisen kommen kann, die schlussendlich zum Bogenbruch führen.

³⁰⁰ Junkmanns: S.342.

³⁰¹ Ebd., S.340.

³⁰² Ebd., S.386.

Die überwiegende Länge der Pfeilfunde aus dem frühen Mittelalter lässt auf die Verwendung von Langbögen mit einem langen Auszug schließen. Weiters halte ich es für unwahrscheinlich, dass es trotz der großen Anzahl an Funden von Langbögen aus der europäischen Spätantike und dem Frühmittelalter vorwiegend der Kurzbogen gewesen sein soll, der vor Edward II. für militärische Zwecke eingesetzt wurde, wie Rogers behauptet. Ich würde nicht behaupten, dass der Kurzbogen gar nicht zum militärischen Einsatz kam, wie der oben beschriebene Fund von Waterford in Irland, bei dem ein 125 cm langer Eibenbogen mitsamt Pfeilen, die mit Kriegsspitzen versehen waren, gefunden wurde. Vielleicht fanden sich in den Reihen der Bogenschützen, die auf den mittelalterlichen Schlachtfeldern aufmarschierten, zwischen den Langbogenschützen auch Bogenschützen mit kürzeren Bögen? Kürzere Bögen waren bei der Jagd klar im Vorteil, da man sich leichter durchs Dickicht bewegen konnte und aufgrund der kürzeren Länge nicht so sehr auf das Anschlagen der Wurfbäume achten musste. Ein kürzerer Bogen kann auch aus ökonomischen Überlegungen entstanden sein. Wenn ein Bogenrohling nicht lange genug für einen Langbogen im Mary Rose Stil war, konnte der Bogenbauer trotzdem beschlossen haben, sich an dem Stück zu versuchen und einen kürzeren Bogen mit gleichem Auszug zu fertigen, was aber natürlich mehr Zeit und Geschick seitens des Bogenbauers erforderte. Zugegeben, bei einem 125 cm langen Eibenbogen wird man keinen Auszug von bis zu 31 Inch erreichen, aber Clifford Rogers gibt auch nicht an, wie hoch die Zugkraft des Bogenfundes von Waterford war. Die Pfeillänge von ca. 60cm lässt auf einen kurzen Auszug schließen.³⁰³ Aber wofür war der Bogen gedacht? Vielleicht handelt es sich hier um einen Jugend- oder Frauenbogen, dessen Schütze oder Schützin sich mit Kriegspfeilen versuchen wollte. Möglicherweise wurden von manchen Schützen kürzere Bögen mit einem entsprechend hohen Zuggewicht präferiert. Was wiederum gegen eine Verwendung eines Kurzbogens spricht, ist dessen höhere Anfälligkeit auf Stauchrisse und die Schwierigkeit, ihn zu schießen

³⁰³ Rogers. Development of the Longbow in medieval England, S.334.

Der Pfeil

Der englische Pfeil des Mittelalters war ca. 32 Inch lang, mit dreieckig geschnittenen Federn versehen, die auf den Schaft geklebt und mit einem Leinenfaden umwickelt wurden. Um dem Schub der Sehne entgegenzuwirken, wurden an den Enden schmale Hornstreifen in das Holz eingearbeitet, die das Aufreißen des Schaftes verhindern sollten. Das Holz, aus dem die Pfeile gefertigt wurden, war nicht genormt. Roger Ascham, der im 16. Jahrhundert seine Anleitung zum Bogenschießen („Toxophilus“) verfasste, nannte gleich 15 Hölzer, die für die Verwendung von Schäften in Frage kommen.³⁰⁴ Ein Pfeil konnte mit verschiedenen Spitzen ausgestattet werden. Der schmale, scharfe Bodkin war teilweise effektiv gegen gepanzerte Ritter.³⁰⁵ Der Nachschub an den benötigten Mengen an Materialien wie Feder, Schäfte und Spitzen stellte eine Herausforderung für die englische Heereslogistik dar.

So wurden zum Beispiel im Vorfeld der Crécy-Kampagne Befehle gegeben, 2.100 Bögen und 5.500 Sheaves an Pfeilen zu sammeln. Wobei mehr Equipment verfügbar war, da jeder Bogenschütze seinen eigenen Bogen und einen Köcher mit 24 Pfeilen mitbringen musste.³⁰⁶

Auf der Mary Rose wurden fast 4.000 Pfeilschäfte gefunden, die sich teilweise noch in den originalen Transport- und Aufbewahrungskisten befanden. Die Schäfte der Pfeile waren aus Pappel-, Buchen-, Eschen-, Hasel- und Erlenholz gefertigt. In fünf der sieben Kisten wurden Pfeilschäfte und Fragmente gefunden. In einer Kiste befanden sich 39 Bündel von 24 Pfeilen, also insgesamt 936 Pfeile. Es wurden auch durchlochte Lederscheiben gefunden, die wahrscheinlich dazu dienten, die Pfeile aufzunehmen. Die Löcher waren so klein, dass nur Pfeile, die mit den schlanken panzerbrechenden Bodkins bestückt waren, gezogen werden konnten. Ein Pfeil mit einer breiteren Pfeilspitze musste anders munitioniert werden. In einer kleinen Holzschachtel wurden zwei linke Lederhandschuhe gefunden, die möglicherweise als Schutz bei der Verwendung von Brandpfeilen dienen sollten. Die eisernen Spitzen sind nicht

³⁰⁴ Seehase & Krekeler: Der gefiederte Tod, S.46.

³⁰⁵ Ayton & Preston, S. 153.

³⁰⁶ Hewitt, H.J.: The organization of War under Edward III. Manchester 1966: S.64.

erhalten, da sie wie fast alle Eisenteile im Salzwasser weggerostet sind.³⁰⁷



Abbildung 17: Nachbildung mittelalterlicher Spitzen³⁰⁸

Auf Abbildung 17 zu sehen: 1-4 kurze Bodkins, die speziell zum Durchschlagen von Rüstungen entwickelt wurden. Bei Spitze Nr. 5 handelt es sich um einen langen Nadelbodkin, Spitzen Nr. 6 und 10 sind Jagd-Bodkins. Bei den Spitzen Nr. 7,8 und 9 handelt es sich um die weit verbreitete Spitze des sogenannten „Typ 16“.

Zur Zeit der Kettenhemden waren die langen Nadelbodkins die effizientesten Spitzen. Die lange Spitze dringt durch die Ringe des Kettenhemds und der hintere, breitere Teil der Spitze sprengt die Ketten auf, was zu tiefen Wunden führen kann. Mit der Entwicklung des Plattenpanzers wurden die Platten so angebracht, dass die Pfeile beim Auftreffen seitlich

³⁰⁷ Junkmann: S.386-387.

³⁰⁸ Strickland & Hardy: S.41.

abgelenkt wurden. Damit sank die Chance auf eine gute Penetration durch eine lange Pfeilspitze, gleichzeitig stieg die Gefahr, dass eine lange Pfeilspitze durch die Ablenkung verbogen wurde oder abbrach. Also wurden die Spitzen kürzer, dicker und schwerer. Sie wurden so geformt, dass sie drei oder vier schneidende Kanten hatten. Eine schwerere Spitze verlangte einen dickeren und somit ebenfalls schwereren Schaft, der wiederum einen stärkeren Bogen erfordert, um den gewünschten Effekt zu erzielen. Hardys Schätzungen nach konnten jene Pfeile, die auf der Mary Rose gefunden und mit nachgebauten Spitzen versehen wurden, den gewünschten Effekt nur erreichen, wenn sie mit Bögen verschossen wurden, deren Zuggewicht über 100 Pfund (46 kg) betrug. Robert Hardy geht aufgrund der Schaftdicke davon aus, dass es sich bei Pfeilspitzen, deren Tülle, die den Schaft aufnimmt, weniger als 10mm misst, um Spitzen handelt, die vor der Entwicklung des Plattenpanzers verwendet wurden.³⁰⁹

So unterschiedlich die verwendeten Spitzen und Hölzer für die Pfeile der Engländer waren, so unterschiedlich waren auch die Befiederung und die Verzierungen der Pfeile.

Am weiter oben angeführten Beispiel des ermordeten Simon de Skeffington lässt sich zeigen, dass mittelalterliche Pfeile unter anderem mit Pfauenfedern befiedert waren. Auch in Chaucer's Porträt des „Yeoman“, was weiter unten genauer beschrieben wird, sind die Pfeile mit Pfauenfedern bestückt. Roger Ascham kritisiert die Pfauenfeder als grob und schwer, weswegen sie, seiner Meinung nach, den Pfeil auf kurze Distanzen kaum stabilisieren kann. Es wurden auch Schwanen- und Graugansfedern verwendet, wobei die Pfauenfeder die beliebteste zu sein schien. Gänse gab es im mittelalterlichen sowie im heutigen England mehr als Pfaue und somit war die Feder der Graugans besser für die Massenproduktion von Pfeilen geeignet. Heinrich der V. ordnete seine Sheriffs im Zuge der Vorbereitungen für seine Frankreichexpedition im Jahre 1417 an, 3 Federn von beiden Flügeln einer jeden Gans in den Grafschaften zu sammeln und diese nach London zu senden. Überdies hinaus hatte sie perfekte Eigenschaften für die Befiederung eines Pfeils.³¹⁰

Die Verwundeten, die reich oder mächtig genug waren, konnten die Wunden von professionellen Chirurgen behandeln lassen.

Pfeilwunden konnten oft tödlich sein, besonders wenn die Weichteile oder platte Knochen wie die Rippenknochen oder die Schädelplatte getroffen wurden. Das Penetrationsvermögen reicht aus, um in die großen Körperhöhlen (z.B. Schädelhöhle, Bauch- oder Brusthöhle)

³⁰⁹ Strickland & Hardy, S.27.

³¹⁰ Ebd., S.41-42.

einzudringen und das Herz, die großen Blutgefäße oder das Gehirn zu verletzen.³¹¹

Pfeilwunden konnten auch zu ernsthaften Verformungen führen. Wie versucht wurde, dies zu verhindern, soll Gegenstand des nächsten Kapitels sein.

Pfeil gegen Rüstung – Beschussversuche

Augenzeugenberichte und Chroniken bezeugen, dass der Langbogen eine überaus effektive Waffe auf dem Schlachtfeld des Mittelalters war. Einige berichten darüber, dass Pfeile die Rüstungen durchschlagen konnten, andere hingegen verneinen dies. Diese Tradition hat sich bis heute durchgesetzt. Moderne Beschusstests sind oft nicht aussagekräftig, da entweder zu schwache Bögen, zu leichte Pfeile oder zu weiche Rüstungen oder Pfeilspitzen verwendet wurden. Neben diesen Komponenten spielen auch der Auftreffwinkel des Pfeils und die Qualität des Panzers eine gewichtige Rolle. Mittelalterliche Rüstungen variieren stark in Qualität und Stärke. Dabei kommt es auch darauf an, ob die Teile der Rüstung aus Schmiedeeisen oder Stahl gefertigt wurden. Die Effektivität einer Rüstung hing vom Anteil an Schlacke, der Härte, der Dicke und der Form ab. Eine qualitativ hochwertige Rüstung war mindestens doppelt so effektiv, wie eine Rüstung aus Eisen mit einem niedrigen Kohlenstoffanteil.³¹²

Neben der möglichen Durchschlagsfähigkeit eines Pfeils, der von einem englischen Langbogen gegen einen Plattenpanzer geschossen wurde, hatten die Pfeile einen Effekt auf die Moral von heranrückenden feindlichen Truppen. Verletzte Pferde, das Getöse der auftreffenden Pfeile, Pfeilsplitter und mögliche Treffer auf verwundbaren Stellen des Plattenpanzers stifteten Desorientierung und Chaos unter den feindlichen Truppen. Ob ein Pfeil tatsächlich einen Plattenpanzer durchschlagen konnte oder nicht, soll Thema dieses Kapitels sein. Zu diesem Thema gibt es unterschiedliche Studien, die kurz vorgestellt und thematisiert werden sollen.

Strickland und Hardy schließen aus ihren Untersuchungen, dass selbst auf eine Distanz von 240 Yards eine ernsthafte oder gar tödliche Verwundung möglich gewesen ist, wenn der Pfeil von einem durchschnittlichen bis starken Langbogen, wie sie auf der Mary Rose gefunden wurden, verschossen wurde und der Getroffene eine Rüstung aus dem weicheren Schmiedeeisen trug. Bei ihren Messungen kamen sie auf eine durchschnittliche

³¹¹ Sudhues, Hubert: Wundballistik bei Pfeilverletzungen. Westfalen: 2004, S.134

³¹² Strickland & Hardy: Warbow, S.267.

Maximaldistanz von 300 Metern.³¹³ Bessere Rüstungen boten natürlich einen höheren Schutz vor Pfeilverletzungen, jedoch boten auch diese bei einer näheren Distanz Schwachstellen, die ein Pfeil durchschlagen konnte, wie bei den Extremitäten oder den Gelenken.³¹⁴

Andere Autoren widersprechen der These von Strickland und Hardy und berufen sich dabei auf eigene Testergebnisse. Peter N. Jones schließt aus seinen ballistischen Tests, die mit einem 70 Pfund Eibenbogen mit einem Auszug von 28 Inch auf einer Distanz von 10 Metern durchgeführt wurden, dass ein tödlicher Treffer zur Zeit von Crécy und Poitiers durchaus möglich war. Mit dem Aufkommen und den Verbesserungen des Plattenpanzers in den späteren Jahren ging, seiner Meinung nach, der Stellenwert der Bogenschützen zurück, da eine tiefst mögliche Penetration einer 2mm dicken Platte lediglich 11 mm betrug und diese nicht lebensbedrohlich war.³¹⁵ Jene Autoren, die der von Strickland und Hardy formulierten These widersprechen, berufen sich verwunderlicher Weise auf Tests, die mit schwachen Bögen durchgeführt wurden, nicht weit ausgezogen und so wenig repräsentativ sein können.³¹⁶

Die durchschnittliche Stärke der Brustplatte eines Ritters betrug im Zeitraum zwischen 1470 und 1535, 1,5 – 3,5 Millimeter. Diese weite Variation in der Stärke der Platten stellte einen Kompromiss zwischen Schutz und Beweglichkeit dar. Im 15. Jahrhundert kam es zu einer Steigerung der Stärke der Brustplatten. Im 15. Jahrhundert waren Brustplatten mit einer durchschnittlichen Stärke von ca. 2 Millimeter üblich, die bis zum späten 16. Jahrhundert kontinuierlich bis zu ca. 6 mm angehoben wurde. Diese Steigerung lässt sich mit dem wachsenden Markt an kugelsicheren Rüstungen erklären.³¹⁷ Allein die Stärke der getesteten Platten lässt noch keinen Rückschluss auf eine mögliche Penetration durch einen Pfeil zu. Schon ein Anstieg des Kohlenstoffanteils in der Rüstung von 0,1% auf 0,5% würde die notwendige kinetische Energie, die ein Pfeil brauchen würde, um den Rüstungsteil zu durchschlagen, verdoppeln.³¹⁸ Der Kohlenstoffanteil spielt also eine gewichtige Rolle, und es ist fraglich, ob bei der Schlacht von Agincourt 1415 die Rüstungen der französischen Adeligen alle dem neuesten Stand entsprachen, oder ob nicht auch ältere oder billigere Modelle, die leichter zu durchschlagen waren, im Einsatz waren. Die Beschusstests von Alan

³¹³ Ebd., S.414

³¹⁴ Ebd., S.278.

³¹⁵ Jones, Peter N.: *The Metallography and Relative Effectiveness of Arrowheads and Armor During the Middle Ages*. Washington: 2008, S.4-7.

³¹⁶ So auch Gervase, Philipps: *Longbow and Hackbutt: Weapons Technology and Technology Transfer in Early Modern England*. In: *Technology and Culture* 40.3. 1999, S.576-593.

³¹⁷ Williams, Alan: *The Knight and the blast Furnace. A History of the Metallurgy of Armour in the Middle Ages & the Early Modern Period*. Leiden, Boston: 2003, S.913-916.

³¹⁸ Ebd., S.931.

Williams kommen zu dem Schluss, dass die Rüstungen des 11. und 12. Jahrhunderts (1-4 mm Dicke) durchaus von einem Pfeil, der von einem Langbogen verschossen wurde, durchschlagen werden konnten. Jene des 13., 14. und 15. Jahrhunderts konnten, seiner Meinung nach, nicht bei den dickeren Platten wie bei der Brust oder dem Kopf durchschlagen werden, sondern lediglich die dünneren Ausrüstungsteile, wie sie bei den Extremitäten verwendet wurden. Leider gibt er keine aufschlussreichen Daten an, in welcher Form und mit welchen Materialien die Tests durchgeführt wurden.

Widersprechen diese Tests also Augenzeugenberichten und einigen bildlichen Darstellungen, die davon zeugen, dass englische Pfeile durchaus in der Lage waren, Plattenpanzer zu durchschlagen?



Abbildung 18: Die Schlacht von Poitiers 1356 aus der Chronik von Froissart³¹⁹

³¹⁹ Strickland & Hardy: Warbow, S.236.

Bei einigen Abbildungen aus der Zeit des Hundertjährigen Krieges kann man deutlich erkennen, wie Pfeile auch dickere Platten von Rüstungen durchschlugen. Jedoch sind solche Abbildungen mit Vorsicht zu genießen, da womöglich dadurch nur die Effektivität der Bogenschützen illustriert werden sollte.

Mit den Verbesserungen und der weiteren Verbreitung des Plattenpanzers im 14. und 15. Jahrhundert stiegen auch die Referenzen in den Chroniken, dass Edelleute im Gesicht verwundet wurden. Offenbar erkannten die Bogenschützen die gesteigerte Abwehrfähigkeit von Pfeilen und zielten daher auf den Kopf, der aufgrund der Belüftungs- und Sehschlitze noch immer bis zu einem gewissen Grad verwundbar war.³²⁰

Viele der Beschusstests konnten natürlich nicht mit Originalrüstungen durchgeführt werden, da diese einen gewissen Wert haben und die MuseumsdirektorInnen es womöglich nicht gut heißen, wenn ihre Rüstungen mit verschiedenen Pfeilen beschossen werden. Daher wurden Platten angefertigt und auf diese geschossen. Dabei kann es natürlich vorkommen, dass die Schmiedetechnik nicht zu 100 Prozent nachgeahmt werden konnte und es dadurch zu Verzerrungen bei den Ergebnissen kam. Viele der untersuchten Testprotokolle zeigen, dass die Tests mit relativ schwachen Bögen (ca. 70 Pfund) und einem relativ kurzen Auszug (ca. 28 Inch) durchgeführt wurden, was sehr wahrscheinlich nicht der Penetrationsfähigkeit eines Mary Rose Bogens mit 150 Pfund Zuggewicht und einem Auszug bis zu 32 Inch entspricht. Ayton und Preston gehen definitiv davon aus, dass die Langbögen bei der Schlacht von Crécy die Rüstungen der Franzosen durchschlagen konnten.

Der soziale Status und der Aufstieg der Langbogenschützen

Der normannische Dichter Wace, der dem englischen König Heinrich II. (1154–1189) nahe stand, beschreibt den sozialen Status des Bogenschützen innerhalb der Armee als über den Lanzenträgern, aber doch unter den Rittern.³²¹ Im 14. Jahrhundert stieg der soziale Status des Bogenschützen mit der vermehrten Nachfrage und der beginnenden Professionalisierung des Heeres. Berittene Bogenschützen bekamen höhere Ränge, blieben aber doch stets unter den Adligen.³²² Strickland geht davon aus, dass es lange vor der Schottland-Kampagne von Edward III. (1134-1335) berittene Bogenschützen gab. Schon unter den anglo-normannischen Herrschern dienten berittene Bogenschützen in Irland. In den Schottlandexpeditionen waren

³²⁰ Strickland & Hardy: S.279.

³²¹ Bradbury, S.171.

³²² Bradbury: S.173ff.

berittene Bogenschützen eine logische Antwort auf die sich schnell bewegenden schottischen Heeresverbände.³²³ Wie weiter oben beschrieben, kam es aufgrund der Erfolge auf dem Schlachtfeld zu möglichen sozialen Umschichtungen, die dem englischen Volk und dem Adel mehr Macht im Parlament verschafften. Zur Zeit von Edward I. wurden die Bogenschützen noch aus ärmeren Klassen rekrutiert wie zur Zeit von Edward III., wo der Anteil der berittenen Bogenschützen zunahm, und diese aus der wohlhabenderen Klasse der „Yeoman“ rekrutiert wurden. Dabei handelte es sich wahrscheinlich um Freibauern mit einem eigenen Einkommen und Landbesitz. In den Robin Hood Balladen sowie bei Geoffrey Chaucer kommt der Begriff des „Yeoman“ immer wieder vor. Daher wird weiter unten eine Begriffserklärung im Zuge der Thematisierung der Robin Hood Balladen versucht. In den Balladen über Robin Hood werden Missstände beschrieben, wie sie für das 14. Jahrhundert typisch waren.³²⁴

³²³ Strickland & Hardy: Warbow, S.202.

³²⁴ Bradbury, S.65. (weiterführend J.C.Holt)

Robin Hood

Einleitung

Im 14. Jahrhundert wurde der Langbogen Teil eines Geschichtsmythos, der vom Bild des tapferen, einfachen, englischen Soldaten geprägt wurde, der über ein von einer arroganten Aristokratie angeführtes französisches Ritterheer siegte. Auch bei Shakespear finden sich etwas später Ansätze dieses Klischees in seinem Königsdrama „Heinrich V.“, in dem der Sieg der Engländer bei Agincourt im Zentrum des Dramas steht. Der Bogen gewinnt an literarischer Bedeutung und Geoffrey Chaucer beschreibt in seinen „Canterbury Tales“ einen Yeoman – gekleidet ganz in Grün und mit einem Bogen. William Langland erwähnt Robin Hood in seinem monumentalen Werk „Piers Plowman“. Von allen literarischen Werken, die von Bogenschützen handeln, ist wohl Robin Hood das bekannteste, obwohl man hier kaum von einem einzigen stringenten Werk sprechen kann, sondern eher von einem Mythos, der mit der Zeit gewachsen ist und sich im Laufe der verschiedenen Epochen stark geändert hat, bis es zu der Figur des „edlen“ Räubers kam, die heute auf der Leinwand den Reichen nimmt und den Armen gibt. Der berühmte „Outlaw“³²⁵, wird gerne als Vorbild für andere „edle“ Räuber wie Jesse James gesehen. Im folgenden Kapitel wird versucht, die Entstehung des Robin Hood Mythos nachzuzeichnen. Die Entwicklung hin zum heutigen Robin Hood, der mit seiner Maid Marian glücklich im Wald inmitten seiner fröhlichen Bande lebt, war sehr lang und abwechslungsreich. Der Wald spielt dabei jedoch immer einen zentralen Ort des Rückzugs, der nicht den zivilen Gesetzen unterliegt. Tatsächlich flohen viele Menschen vor dem Gesetz in den Wald und wurden zu „Outlaws“ erklärt. 1221 ist in den „Gloucester Assizes“³²⁶ die Rede davon, dass von 300 Männern, die des Mordes angeklagt waren, 14 gehängt wurden und 100 geflohen sind. In Abwesenheit wurden die 100 geflohenen als „Outlaws“ erklärt. Unter Edward I. (1272-1307) kam es zu starken Kriminalitätswellen, die mit der hohen Besteuerung für den Krieg und der ansteigenden Bevölkerungszahl zu tun hatten. Viele flohen in die Wälder. 1306 waren es bereits so viele Männer, die vor der königlichen Justiz flohen, dass Edward I. seine Sheriffs veranlasste, jeden, der sein eigenes County verlässt, um sich in anderen Counties herumzutreiben oder verdächtig bei Nacht herumwandert, zu ergreifen. In der Statue of Winchester 1282 wird festgehalten, dass Straßen,

³²⁵ Der Begriff „Outlaw“ wird hier nach Eric. J. Hobsbawm verwendet: Jemand der außerhalb des Gesetzes steht, bzw. sich nicht an die Gesetze hält. Hobsbawm, Eric, J.: Die Banditen. Räuber als Sozialrebell. München, Köln: 2000, S.24.

³²⁶ „Assizes“: periodisch stattfindenden Schwurgerichtssitzungen

die zu oder von Märkten führen, soweit erweitert werden müssen, dass auf jeder Seite der Straße auf einer Strecke von 80 Metern kein Busch oder Baum mehr steht, hinter dem sich jemand mit böser Absicht verstecken konnte. 80 Meter waren auch eine sehr effektive Bogenreichweite für einen Langbogenschützen.³²⁷ Eine in Grün gekleidete Gestalt, die sich hinter solch einem Busch oder Baum versteckt haben könnte, ist Robin Hood, der den Outlaw und den Langbogenschützen wie kein anderer vereint.

Der Mythos

Der Mythos von Robin Hood hat vom 14. Jahrhundert bis in unser Zeitalter überdauert. Dabei muss man sich zwangsläufig die Frage stellen, wie auch heute noch die Geschichte eines englischen Outlaws im Mittelalter die Menschen in ihren Bann ziehen kann. Fragt man sich, wer Robin Hood war, setzt dies bereits die zwiespältige Annahme voraus, dass hinter der Legende eine fassbare realhistorische Person stehen müsse. Hier ist man auch an einen Punkt gelangt, wo sich die Geister der Historiker scheiden. Stephen Knight geht davon aus, dass es sich um einen bloßen Mythos handelt und dass es keinen wirklichen Menschen gegeben haben muss, der das Grundelement des Mythos bildet. Sir James Holt hingegen versuchte den "echten" Robin ausfindig zu machen und kommt zum Schluss, dass es vermutlich mehrere Robin Hoods gegeben habe, was einem Eingeständnis gleich kommt, dass es den einen "echten" Robin niemals gegeben hat.³²⁸

Der naheliegendste Versuch Robin Hood als historische Person aufzuspüren ist, eine Person zu finden, die jenen oder einen ähnlichen Namen im entsprechenden Zeitraum geführt hat. Der Name "Robin Hood" - ein Vorname und ein Nachname lässt auf den ersten Blick auf eine normale englische Person schließen, die es tatsächlich gegeben hat. Hier fangen die Probleme bereits an: Nachnamen entwickelten sich im England des 12. Jahrhunderts nur langsam und wurden nur für Personen mit hohem sozialen Status gebraucht. Historiker vermuteten den "echten" Robin Hood vorzugsweise im 13. Jahrhundert, wo es eine Benennung für Menschen einfacher Herkunft kaum oder nur sehr selten gab. "Hood" lässt daher eher auf eine Benennung als auf einen Nachnamen im modernen Sinne schließen. "Hood" leitet sich von Kapuze ab, einem sehr alltäglichen Bekleidungsstück, das von allen Schichten getragen wurde. Robin benennt männliche Personen, die von einem "Robert" abstammen und fand

³²⁷ Hardy & Strickland, S.142.

³²⁸ Johnston, Andrew James: Robin Hood. Geschichte einer Legende. München: 2013, S.12.

nach der normannischen Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer 1066 rasche Verbreitung.³²⁹ Zusammen mit Verkleinerungsformen von Robert in verschiedenen Varianten wie "Robbe" oder "Hobbe", scheint Robin einer der beliebtesten Vornamen in England gewesen zu sein. In juristischen und anderen Quellen des 13. Jahrhunderts tauchen gleich mehrere Personen auf, die als "Robin Hood" bezeichnet werden. J.C. Holt geht davon aus, dass die weite Verbreitung des Namens in Grafschaften, die weit entfernt von dessen vermeintlicher Heimat, Barnsdale und dem Sherwood-Forst, liegen, darauf schließen lässt, dass die Legende bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts im gesamten Land bekannt gewesen sein musste.³³⁰ Aufgrund der Vielzahl an Robin Hoods in den juristischen Akten liegt der Schluss nahe, dass „Robin Hood“ eine Art Spottname für Gesetzesbrecher geworden war.³³¹ Ein anderer Historiker geht sogar noch einen Schritt weiter und stellt die These auf, dass der Robin-Hood-Beiname im 13. Jahrhundert eine geläufige Bezeichnung für Banditen oder Verbrecher war. Demzufolge würde sich hinter „Robin Hood“ nicht der Name einer individuellen, historisch identifizierbaren Persönlichkeit verbergen, sondern vielmehr ein volkstümlicher Begriff für „Dieb“ oder „Räuber“. ³³² Auch wenn die betreffenden Männer von der Obrigkeit verfolgt wurden oder irgendwelche Straftaten begingen und so ihren Weg in die juristischen Quellen fanden, ist es unmöglich, auf dieser Basis einen namenskundlichen Beweis zu finden. Über diese Männer ist nämlich fast nichts bekannt. Sucht man jedoch nach einer "echten" Person, sucht man auch nach einem Namen. Zu diesem Schluss kommt man jedoch erst, wenn man davon ausgeht, dass es einen "echten" Robin Hood gegeben haben muss. Lässt man sich trotzdem auf die Suche nach dem Namen ein, kommt man Robin Hood auch nicht näher. Das liegt zum einen daran, dass es mehrere gab, und zum anderen liegen nicht genügend Informationen vor, um diesen Namen einem einzigen historischen Individuum zuordnen zu können. Geht man jedoch davon aus, dass es sich um eine Legende handelt und diese ohnehin keinen biographischen oder realhistorischen Ursprung braucht, dann besteht auch keine Notwendigkeit, einen Zusammenhang zwischen Zufallsfunden und dem legendären Gesetzlosen zu konstruieren.³³³

Die Frage, wer Robin Hood war, ist weit weniger bedeutsam als das beharrliche Fortleben der Legende. Deswegen soll hier auch die Legende und ihre Veränderung im Laufe der Zeit im Vordergrund stehen. Bemerkenswert an Robin Hood ist, dass es seine Legende in unsere Zeit

³²⁹ Johnston, S.12.

³³⁰ Holt, S.262.

³³¹ Holt, S.263. So argumentiert auch Dobson – vgl. Johnson, S.16-17.

³³² Johnston, Andrew James: Robin Hood. Geschichte einer Legende. München, 2013: S.16.

³³³ Ebd., S.13.

geschafft hat, obwohl Vortragende, Publikum und das Medium der Überlieferung von Generation zu Generation wechselten. Die Geschichten von Robin Hood begannen als mündliche Überlieferung und feierten schließlich ihre Auferstehung als Comic, Kinderbuch oder Fernsehdrehbuch.³³⁴ Die Legende erfuhr immer wieder Gewichtsverlagerungen hinsichtlich des Aufbaus, der Perspektive, wie auch des Publikumsinteresses, das sich durch eine stärkere Verbreitung der Lesefähigkeit oder durch neue Kommunikationsmittel wandelte. Neue Geschichten und Figuren wurden den bereits bestehenden Geschichten hinzugefügt. Ebenso wurden zusätzliche historische Zusammenhänge erfunden. Weniger bedeutende Bestandteile wurden zu Hauptthemen erweitert und wichtige Elemente der frühen Erzählungen wurden irgendwann aufgegeben. Die Legende wuchs im Laufe der Zeit unaufhaltsam und nahm Bestandteile anderer Geschichten in sich auf. Auch die Hauptperson erfuhr mehrfache Umgestaltungen. Bei seinem ersten Auftreten wird Robin als „Yeoman“³³⁵ bezeichnet, später wird er zu einem Adligen gemacht, dem sein Erbe zu Unrecht vorenthalten wird, noch später macht man aus ihm einen Engländer, der seine Landsleute gegen die normannischen Eindringlinge schützt, und noch später wird er zu einem Sozialrebell³³⁶, der die einfachen Landbewohner in heroischer und manchmal auch in romantischer Weise gegen die habgierige Obrigkeit schützt. Am Ende wird aus ihm also jene klischeebehaftete Person, die man mit Robin Hood in Verbindung bringt: Ein heroischer, edelmütiger Mann, der sich am Rand der Gesellschaft bewegt und den Armen gibt, was er den Reichen genommen hat. Für dieses Bild, das im Bewusstsein der Menschen haftet, lassen sich in den frühesten Berichten, also der Entstehungszeit Robin Hoods, kaum Belege finden.³³⁷ Die Geschichten über Robin Hood mögen aus heutiger Sicht wie bloße Abenteuergeschichten oder Äußerungen sozialen Protests wirken.

Die ursprüngliche Bedeutung der Legende war eine Idealisierung der Gewalt. In der Gestalt Robins und in seinem Handeln spiegelt sich eine Gesellschaft wieder, in der zwischen gesetzestreuem Verhalten und einer mit Waffengewalt herbeigeführten Selbstjustiz eine ungenau definierte Grauzone lag, deren Grenze leicht überschritten wurde. In solch einer Gesellschaft liefen unterlegene Gruppen leicht Gefahr, mit dem Leben zu bezahlen, wenn es

³³⁴ Holt, James C.: Robin Hood. Die Legende von Sherwood Forest. Übersetzt von Karl A. Klewer. Düsseldorf, Wien, New York: 1991, S.9

³³⁵ „Yeoman“ ist ein etwas vager Begriff, dessen Klärung weiter unten versucht wird. – Je nach Definitionsversuch lässt er sich mit Freibauer, Landeigentümer oder ein Bediensteter am Adelshof übersetzen.

³³⁶ Zur Charakterisierung des Begriffs „Sozialrebell“ – siehe Kapitel „Image des edlen Räubers“ weiter unten.

³³⁷ Holt, S.10.

zu „politischen“ Auseinandersetzungen kam. Unter dem Druck von widrigen Verhältnissen, wie Hungersnöten, sahen sich viele Mächtige zu Raub und Plünderung veranlasst. Verbrechen ihrerseits wurden nicht selten geduldet und Gerichte schützten sie vor Strafe. In Fällen von Erpressung, Entführung und Mord durften Ritterbanden unter Umständen mit einer Begnadigung durch den König rechnen. In Anbetracht dessen wurde das Verhalten Robins und seiner treuen Gesellen, das mit anderen sympathie-erweckenden Verhaltensweisen der damaligen Zeit vermischt wurde, wahrscheinlich als ehrenwert und verdienstvoll empfunden. Dieses Verhalten wurde mit den Bräuchen jener Zeit ausgeschmückt: ritterliches Verhalten gegenüber Frauen, Verehrung der Jungfrau Maria, Großzügigkeit, Höflichkeit, Treue und Gehorsam gegenüber dem König. Auf die Blutrünstigkeit Robins und seiner Gesellen stößt man jedoch immer wieder, wenn man die Texte liest: So wird zum Beispiel der von Robin erschossene Sheriff enthauptet und der entstellte Kopf des von ihm erschlagenen Guy von Gisborne wird auf Robins Bogen vor sich her getragen.³³⁸

Die Darstellung von Gewalt in den frühen Balladen

Es gibt mehrere Gründe, warum jene Balladen, die den Anspruch erheben können, vor 1500 geschrieben worden zu sein (the Gest of Robyn Hode, Robin Hood and the Potter, Robin Hood and the Monk, Robin Hood and Guy of Gisborne und Robin Hood's Death) die Erwartungen eines modernen Menschen enttäuschen können, wenn man sie zum ersten Mal liest. Solche LeserInnen werden kaum etwas von Bruder Tuck und, noch wichtiger, gar nichts über Maid Marian lesen. Genauer genommen kommen kaum Frauen in den früheren Balladen vor, außer der hinterhältigen Äbtissin von Kirklees, die Robin unter dem Vorwand eines Aderlasses verbluten lässt, und die Frau des Sheriffs von Nottingham. Robin hat nur zu einer Frau eine dauerhafte Beziehung: der Jungfrau Maria. Weiters tritt Robin nicht als der Held auf, den man mit seinem Namen verbindet und der den Reichen nimmt und den Armen gibt. An Stelle ritterlicher Ideale und dem romantischen Lebensstil im Sherwood-Forest tritt eine rachsüchtige Kaltblütigkeit, mit der Robin seine Gegner tötete. Diese Kaltblütigkeit kann sehr gut am Ende des Sheriffs von Nottingham in der „Gest of Robyn Hode“ demonstriert werden, nachdem Robin Richard Atte Lee vor Gefangenschaft in Nottingham gerettet hatte:

Robin bent a full goode bowe,
An arrowe he drowe at wyll;
He hit so the proude sherife,
Upon the grounde he lay full still.
And or he myght up aryse,

³³⁸ Holt: Robin Hood, S.15.

On his fete to stonde,
He smote of the sherifs hede,
With his bright bonde.

Hier wird dargestellt, wie Robin den verletzten, am Boden liegenden Sheriff enthauptet.³³⁹

Eine mögliche Erklärung der Darstellung solcher Brutalität ist, dass es nicht mehr als unverhüllter Realismus war. Die frühen Robin Hood Balladen wurden zu einer Zeit verfasst, in der es noch weit verbreitet war, dass Menschen außerhalb der Gesetze und gesellschaftlichen Normen lebten. Das Leben der Gesetzlosen war von einem starken Gemeinschaftsgefühl und einer ausgelassenen Fröhlichkeit geprägt und außer in bestimmten Situationen war es weder brutal, noch gesetzlos. Diebesehre bedeutet, wenn sich die Gesetzlosen untereinander messen, dass die rituelle Gewalt von klar definierten Regeln in die Schranken gewiesen wird. Nur in ihren Angelegenheiten mit Fremden und jenen, die mit dem Gesetz in Verbindung stehen, sind diese Gesetze aufgehoben.³⁴⁰

Es gab sogar die These, dass die Verherrlichung und Duldung der Gewalt in den Robin-Hood-Balladen sich nur an ein Verbrecherpublikum richten konnte.³⁴¹

Er passt die tatsächliche Welt mit Gewalt dem Ideal an. Die Legende macht den Verbrecher zum Helden und zieht die Sympathie des Publikums auf sich.

So vage wie der Ort und die Zeit, in der Robin Hood und seine Gefährten ihre Heldentaten vollbrachten, so vielfältig sind auch die Interpretationen der modernen Historiker, die bis hin zu der von Stephen Knight ausgesprochenen These, dass es sich bei der Kommunikation zwischen Robin und seinen Getreuen um ein homoerotisches Moment handelt, was die Legende in den Blickpunkt der Genderforschung rückte. Da es sich bei Robin Hood um eine sehr polyvalente Gestalt handelt, wird hier nicht der Anspruch erhoben, alle Interpretationsversuche detailliert darzustellen. Der Schwerpunkt liegt auf den mittelalterlichen Balladen, dem möglichen sozialen Status Robins als Yeoman und der Darstellung von Gewalt in den Balladen.

³³⁹ Firth Green, Richard: Violence in the Early Robin Hood Poems. In: Meyerson, Mark D. [Hrsg.]: „A great effusion of Blood?“. Interpreting Medieval Violence. Toronto, Buffalo, London: S.268.

³⁴⁰ Firth Green: Violence, S.271.

³⁴¹ Johnston: Robin Hood, S.25.

Die Anfänge der Legende

Die erste Nennung Robin Hoods als literarische Figur findet man 1377 in der monumentalen religiösen Dichtung „Piers Plowman“ (dt. „Peter der Pflüger“) des englischen Autors William Langland, in der er die Irrwege des Menschen auf der Suche nach Gott allegorisch darstellt.³⁴² An der Stelle, wo er Robin einführt, kritisiert Langland faule Priester, die es vorziehen, sich mit Unterhaltungsliteratur, den „Rymes of Robyn Hoode“ zu beschäftigen, als sich um ihre seelsorgerischen Pflichten zu kümmern. Sloth (zu deutsch die „Trägheit“), eine der darin auftretenden allegorischen Gestalten, sagt darin:

„I kann noght parfitly my Paternoster as the preest it syngeth,
But I kan rymes of Robyn Hood and Randolf Erl of Chestre.“³⁴³

Langland bemängelt die zeitgenössische Kirche ihren heilsgeschichtlich notwendigen Aufgaben nicht nachzukommen und die Gläubigen im Stich zu lassen. Diesem Hinweis lässt sich entnehmen, dass Verse über Robin Hood bereits im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts weit verbreitet und bekannt waren.³⁴⁴ Der Kult um Robin Hood begann also spätestens um 1377, wahrscheinlicher jedoch davor, sonst hätte ein Dichter wie Langland sich nicht so selbstverständlich darauf bezogen. Jedoch kann die Legende, Andrew Johnston nach, auch nicht sehr viel älter sein, weil man sonst frühere Belege gefunden hätte. Nach dieser ersten uns überlieferten Erwähnung nehmen die Hinweise auf den Gesetzlosen als legendäre oder literarische Figur rasch zu.³⁴⁵ James Holt geht davon aus, dass die Legende bereits um 1261/62 bekannt war. Man kann nicht genau sagen, was sich hinter den von Langland erwähnten „Rymes of Robin Hoode“ verbirgt. Sie kommen im späten Mittelalter in zwei verschiedenen kulturellen und literarischen Varianten vor, die beide gemeint sein könnten. Es könnte sich erstens um den Robin Hood der Spiele und populären Aufführungen handeln oder um jenen der Balladen. Beide Figuren entspringen dem Volkstum. Der erste Robin ist eine Gestalt des volkstümlichen Theaters, der zweite eine der volkstümlichen Dichtung. Beide Stränge der frühen Legende unterscheiden sich stark voneinander, obwohl man eine gegenseitige Beeinflussung keineswegs ausschließen kann, und bieten kein einheitliches Bild. Es konnte bis dato kein Konsens darüber erreicht werden, welche die ältere Tradition ist.³⁴⁶

³⁴² Ebd., S.17.

³⁴³ Langland, William: *The Vision of Piers Plowman. A Critical Edition of the B-Text based on Trinity College Cambridge MS B. 15. 17 with selected variant readings, an Introduction, glosses, and a Textual and Literary Commentary* by A.V.C. Schmidt. London, Melbourne [u.a.]: 1978, Passus V, Zeile 395-340, S.56.

³⁴⁴ Holt: *Robin Hood*, S.23.

³⁴⁵ Johnston: *Robin Hood*, S.18.

³⁴⁶ Ebd., S.19.

Nahezu alles, was wir über die mittelalterliche Legende um Robin Hood wissen, geht auf fünf erzählende Dichtungen oder Balladen und ein Dramenfragment zurück. Die erste findet sich in einer um 1450 verfassten Handschriftensammlung: „Gespräch des Mönchs und Robin Hoods“³⁴⁷. In dieser Handschriftensammlung finden sich neben dem Text noch ein Gebet zum Schutz vor Dieben und Räubern und eine Abhandlung über die sieben Todsünden. Eine weitere Erzählung ist „Robin Hood und der Töpfer“³⁴⁸, die in einer Handschriftensammlung enthalten ist, die vermutlich kurz nach 1503 entstand und aus Ritterstücken und Moralitäten bestand.³⁴⁹ Die Legende und ihr Bekanntheitsgrad wuchsen beständig, und so wurden die Drucker auf sie aufmerksam. Zwischen den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts und der Mitte des 16. Jahrhunderts erschienen fünf Ausgaben einer längeren Dichtung, die Robin Hoods Taten beschrieb. Eine dieser Ausgaben, die jedoch nur die Hälfte des Textes enthält, kam möglicherweise zwischen 1510 und 1515 aus einer Druckerpresse in Antwerpen. Eine vollständige Ausgabe stammte aus der Werkstatt des berühmten englischen Druckers Wynken de Worde, der zwischen 1492 und 1534 tätig war. Gemeinsam liefern sie den „Bericht über Robin Hoods Taten“ (manchmal auch „kleiner Bericht über Robin Hoods Taten“).³⁵⁰ Die drei weiteren Fassungen sind allesamt späteren Datums und enthalten kleine Verbesserungen oder Hinzufügungen. Holt geht davon aus, dass die 5 Fassungen der „Robin Hoods Taten“, (in weiterer Folge kurz „Gest“ genannt) auf eine einzige handschriftliche Quelle zurückgehen. Drei der 5 Fassungen sind Fragmente. Die Fassungen unterscheiden sich in Einzelheiten voneinander, weisen aber auch Mängel auf, die darauf schließen lassen, dass die Texte auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen müssen. „Robin Hood und Guy of Gisborne“ überlebte nur in einem Manuskript, das Thomas Percy vor den Flammen bewahrte und aus dem er später seine „Reliques“, eine Anthologie englischer Balladen und Erzählungen auswählte. Dieses Percy-Manuskript wird zwischen dem frühen und dem mittleren siebzehnten Jahrhundert datiert. Die Ballade „Robin Hood und Guy of Gisborne“ muss, nach Stephen Knight, weit älter sein. Ebenso verhält es sich mit „Robin Hoods Tod“³⁵¹, die inhaltlich „Robin Hood und der Töpfer“ folgt. Auch sie findet man im Percy-Manuskript.³⁵²

³⁴⁷ Im Original „talkyng of the munke and Robyn hode“ bzw. „Robin Hood and the Monk“. Vgl. Holt, Robin Hood, S.21.

³⁴⁸ Engl. „Robin Hood and the Potter“

³⁴⁹ Holt: Robin Hood, S.21.

³⁵⁰ Im Original „A Gest of Robyn Hode“ oder „A Lyttell Geste of Robyn Hode“. Vgl. Holt, Robin Hood: S. 21.

³⁵¹ Im Original: „Robin Hoods Death“

³⁵² Knight: Robin Hood, S.46.

Die dramatische Darstellung

Die Robin Hood gewidmeten Spiele, die so genannten „play games“, sind ab 1426 in ganz England nachweisbar und fanden für gewöhnlich zu Pfingsten statt. Die Spiele verbinden zwei Elemente, die man aus heutiger Sicht als zwei getrennte Bereiche wahrnimmt: die Welt des Theaters und die Welt des Sports. Der Ablauf und der Charakter dieser Spiele lässt sich nur schemenhaft rekonstruieren, aber man kann davon ausgehen, dass es sich um eine Verbindung von mindestens drei Elementen handelte: 1. Einem feierlichen Einzug der Robin-Hood-Gestalt, die von jungen Männern des Ortes begleitet wurde, 2. Einer Aufführung mit einer simplen, aber hochdramatischen Handlung, in der Robin und seine Gesellen im Kampf gegen den Sheriff oder einen anderen Widersacher eine Heldentat vollbringen und 3. Eine Reihe sportlicher Wettkämpfe, in der sich die jungen Männer im Bogenschießen, dem Steinstoßen und dem Ringkampf messen. Für den Inhalt dieser Aufführungen sind drei Skripte erhalten geblieben, die ein rudimentäres Handlungsgerüst bieten. Die Handlung ist bei allen wenig ausgeführt und ähnelt den älteren Balladen. Die spärlich ausgeführte Handlung ist unter anderem damit zu erklären, dass die Spiele wahrscheinlich einen ausgeprägt improvisatorischen Charakter hatten. Zu Beginn der Spiele misst sich Robin mit einem Freund oder einem Gegner im Bogenschießen oder Ringen, möglicherweise auch im Fechten oder Stockfechten, womit die Nähe zum sportlichen Teil des Ereignisses bereits gegeben war. An die Aufführung schloss sich gegen Abend öffentlicher Biergenuss an, bei dem Geld für kommunale Projekte, wie die Instandhaltung von Brücken und Wegen, gesammelt wurde. Eine andere Variante Geld zu sammeln, war das so genannte „Church Ale“, bei dem Geld für die Kirchengemeinde gesammelt wurde. Bei den Spielen konnte die Robin-Hood-Gestalt als ein ins Harmlose gewendeter Bandit auftreten, der die Anwesenden für die gute Sache um ihr Geld erleichterte.³⁵³ Durch diese Sammlungen konnte möglicherweise das Attribut der Robin-Hood-Gestalt, den Reichen zu nehmen und den Armen zu geben, Eingang in die Legende gefunden haben.

Die Gestalt des Robin Hood wurde auch in die Nähe des keltischen Sagenkreises gerückt, was eine mythische Deutung der Legende möglich machen würde. Er lebt im Wald, der in den Erzählungen als eine eigene Welt mit eigenen Gesetzen neben der realen Welt dargestellt wurde, was an die „Anderswelt“ der Kelten erinnerte, und seine Gestalt nimmt Züge eines „Wilden Mannes“ oder „Grünen Mannes“ an. Auch, dass die Spiele ausgerechnet zu

³⁵³ Johnston: Robin Hood, S.20.

Pfingsten inszeniert wurden, war vermutlich kein Zufall. Das englische Wort für Pfingsten ist „Whitsun“ – der weiße Sonntag und bezieht sich auf das Blühen des Weißdornbusches. Der Weißdornbusch galt in der keltischen Mythologie als jene Pflanze, die den Eingang zur Feenwelt bewachte.³⁵⁴ Naturfiguren wie der „Wilde Mann“ und der „Grüne Mann“ sind in der Literatur, aber auch in vielen bildlichen Darstellungen aus dem Mittelalter bekannt und waren besonders in England populär. Möglicherweise verbargen sich hinter den Bezeichnungen „Wilder Mann“³⁵⁵ und „Grüner Mann“ zwei miteinander verwandte mythische Figuren. Der Wilde Mann entstammte dem germanischen und slawischen Volksglauben und war eine fast nackte Gestalt von gewaltiger Körperkraft und starker Behaarung, die mit einem



Abbildung 19: Grüner Mann Votivirche Wien

Lendenschurz aus Laub oder Moos bekleidet war und mit einer riesigen

Keule oder einem ausgerissenen Baum bewaffnet Hirsche jagte, aber auch auf ihnen ritt.³⁵⁶ Er herrschte über mythische Waldwesen wie etwa Einhörner. Er stellt eine Verkörperung von Naturkraft und Fruchtbarkeit dar und bildete einen Kontrast zur keuschen Fruchtbarkeit im Marienkult. In der Heraldik fand er häufig Verwendung als Schildhalter. Der nur aus einem Kopf bestehende „Grüne Mann“ hingegen findet sich als architektonische Abbildung besonders auf Kirchen und Kathedralen wieder. Der Kopf ist gewöhnlich von Blätterwerk, welches ihm Haar und Bart ersetzt und meistens aus Mund und Nase wächst. Es wird vermutet, dass er keltischen Ursprungs ist und eine allgemeine Naturkraft darstellt. Aufgrund der Nähe zu solchen Gestalten mythischen Ursprungs verkörpert Robin in den Spielen einen Fürsten der naturverbundenen Anderswelt, die im Gegensatz zur Zivilisation der menschlichen Siedlung steht. Das Mittelalter war fasziniert von Anderswelten, wie etwa der in den keltischen Sagen prominenten Feenwelt, die noch in der höfischen Literatur über König Artus und seine Tafelrunde fortlebt.³⁵⁷ Die Tradition der Robin-Hood-Spiele lebte bis ins 19. Jahrhundert fort und hatte einen großen Einfluss auf die Entwicklung der Robin Hood

³⁵⁴ Ebd., S.21.

³⁵⁵ Hall, Norman: Lexikon der Fabelwesen der alten Welt. Von Kobolden, Elfen, Feen und Zwergen. Neobooks Self-Publishing: 2012: Nachzulesen unter „Wilder Mann“-

³⁵⁶ Johnston: Robin Hood, S.20 ff.

³⁵⁷ Ebd., S.21.

Legende. Eine wichtige und heutzutage auch sehr bekannte Erweiterung war die Einführung zweier neuer Charaktere, die man auch auf der Leinwand bewundern kann: „Maid Marian“ und „Bruder Tuck“. Es ist nicht klar, wo die Wurzeln dieser Figuren zu suchen sind. Die erste Erwähnung Bruder Tucks stammt aus einem Dramenfragment von 1417. Die erste Referenz auf Marian findet sich 1500.³⁵⁸

Die drei ältesten Balladen

Die Robin Hood Spiele haben uns kaum Textzeugnisse hinterlassen, obwohl sie eine sehr beliebte und über zwei Jahrhunderte gepflegte Volksfesttradition bildeten. Im Gegensatz zu den Textzeugnissen der Robin-Hood-Spiele ist eine verhältnismäßig große Zahl an Balladen überliefert. Sie liefern das Grundgerüst der uns überlieferten Robin-Hood-Legende. Die meisten der Balladen wurden in einzelnen, einfachen Drucken und nicht in eindrucksvollen Handschriften überliefert.³⁵⁹ Balladen dürfen keineswegs als Momentaufnahmen des mittelalterlichen Alltags verstanden werden. Sie geben keinen Aufschluss über die Lebensumstände Robin Hoods und seines Publikums, sondern viel eher über literarische Konventionen und Stereotype oder Wunschträume und kulturelle Phantasien.³⁶⁰

Es gibt drei Balladen, bei denen vermutet wird, dass sie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts oder um 1500 entstanden sind, und daher als spätmittelalterlich gelten können: „Robin Hood und der Mönch“, „Robin Hood und der Töpfer“ und „Robin Hood und Guy of Guisborne“. Bei allen drei Balladen ist die Handlung in einer nordenglischen Gegend angesiedelt – zwischen Barnsdale und dem ca. 40 Meilen südlich gelegenen Nottingham. Barnsdale ist ein Tal im südlichen Teil der Grafschaft Yorkshire, in dessen Nähe tatsächlich Straßenräuber ihr Unwesen trieben. Leider sucht man in Barnsdale vergeblich nach einem Wald, weder im Mittelalter, noch heute. In der Nähe von Nottingham hingegen befindet sich der Sherwood Forest, in dem König Edward III. 1362 bei einer prachtvollen Jagdgesellschaft nicht nur den englischen Hochadel, sondern auch den bei der Schlacht von Poitiers 1356 gefangen genommenen König Johann II. von Frankreich bewirtete. Da England anscheinend im Mittelalter bereits kein besonders walddreiches Land mehr war, spielten die wenigen Wälder, die die Menschen kannten, darunter der berühmte Sherwood Forest, in der

³⁵⁸ Vetter, Ursula: Robin Hood – vom „yeoman“ zum Leinwandheld. Die Entstehung und Entwicklung der Legende. Wien: 2003, S.80.

³⁵⁹ Knight: Robin Hood, S.44.

³⁶⁰ Johnston: Robin Hood, S.24.

Phantasie der Menschen eine umso größere Rolle.³⁶¹ Die drei Balladen spielen in einem historisch nicht näher bestimmten Zeitraum. Es wird hin und wieder ein König erwähnt, dieser wird aber schlicht „King Edward“ genannt, und da zwischen 1272 und 1377 alle Könige Edward hießen – Edward I. (1272-1307), Edward II. (1307-1327) und Edward III. (1327-1377) – und noch einmal ein Edward aus dem Hause York von 1461-1483 auf dem Thron saß (und im Jahre 1483 auch noch kurz dessen Sohn, Edward V.), ist dieser Name für eine Datierung wenig aussagekräftig.

Robin Hood und der Mönch

Zu Beginn findet eine poetische Verherrlichung des Sommers statt und Robin wird als großer Verehrer der Jungfrau Maria dargestellt. Er entschließt sich nach Nottingham zu gehen, um dort die Messe zu hören. Sein Gefährte Much warnt ihn vor den Gefahren einer solchen Unternehmung, und daher kommt Little John als Begleitung mit. Unterwegs schießen die beiden mit ihren Bögen um die Wette und ein Streit entbrennt darüber, wer nun gewonnen habe und die Wettschuld kassiert. Little John behauptet, gewonnen zu haben, Robin verneint dies und weigert sich, seine Wettschuld zu bezahlen, worauf sich die beiden voller Wut trennen und Robin alleine weiter zieht. In Nottingham wird er als der berühmt berüchtigte Outlaw von einem Mönch erkannt und nach einem Kampf von den Männern des Sheriffs festgenommen. Die Botschaft der Gefangennahme Robins dringt bis in den Sherwood-Forest vor, wo seine Gefährten davon hören. Little John und Much machen sich auf den Weg, ihren Anführer zu befreien. Unterwegs treffen sie auf jenen Mönch, der Robin erkannte. In dessen Begleitung befindet sich ein junger Page. Der Mönch hat Briefe für den König bei sich, die von der Gefangennahme Robins berichten. John und Much geben sich als Opfer Robins aus und bieten dem Mönch und dessen Pagen Geleitschutz an, den diese dankend annehmen. Sie töten den Mönch und dessen minderjährigen Begleiter. Sie nehmen die Briefe an sich und bringen sie selbst zum König, der ihnen ein Siegel aushändigt, damit der Sheriff von Nottingham ihm den Gefangenen zusende. Da sie nun die falsche Identität königlicher Boten haben, gehen sie nach Nottingham und zechen mit dem Sheriff. Als dieser bereits betrunken ist, schleichen die beiden in den Kerker und machen dem Kerkermeister weis, dass Robin Hood bereits entflohen ist. Sie töten den Kerkermeister und entkommen mit Robin in den Sherwood-Forest, wo Robin erklärt, dass ihm John einen guten Dienst im Austausch gegen

³⁶¹ Ebd., S.29.

einen schlechten getan habe, und bietet John die Führung der Bande an, die dieser jedoch ablehnt. Der König lobt Little John für dessen Treue zu Robin, und die Ballade endet mit einem Gebet.³⁶²

Robin Hood und der Töpfer

Auch diese Ballade beginnt im frühen Sommer. Robin und seine Gefährten beobachten, wie ein Töpfer auf den Wald zusteuert, und bemerken, dass dieser noch nie Wegzoll bezahlt hat. Little John bemerkt dazu, dass der Töpfer ein ausgesprochen guter Kämpfer sei, den noch niemand bezwungen habe. Robin wettet mit John um 40 Shilling, dass er den Töpfer im Kampf bezwinge. Robin verliert und bezahlt seine Wettschuld. Er und der Töpfer tauschen die Kleider und Robin begibt sich so verkleidet nach Nottingham, wo er seinen Stand direkt vor dem Haus des Sheriffs aufstellt und die Töpfe weit unter Wert verkauft, was reißenden Absatz findet. Die letzten fünf Töpfe schenkt er der Frau des Sheriffs, die ihn daraufhin zum Essen einlädt. Der Sheriff und er sprechen über einen Wettkampf im Bogenschießen, bei dem es um 40 Shilling Preisgeld geht – dieselbe Summe, die Robin vorhin an Little John verloren hat. Robin sagt, dass er mitschießen würde, wenn er nur einen Bogen hätte. Er bekommt einen relativ schlechten Bogen vom Sheriff und gewinnt. Dann erzählt er dem Sheriff, dass er in seinem Wagen einen Bogen habe, den er von Robin Hood persönlich bekommen hätte. Der Sheriff sagt, dass er einhundert Pfund bezahlen würde, wenn er Robin Hood treffen könnte. Der vermeintliche Töpfer willigt ein, den Sheriff zu Robin Hood zu führen. Am nächsten Morgen, nachdem Robin der Frau des Sheriffs einen Ring gegeben hat, brechen sie Richtung Sherwood-Forest auf. Im Wald bläst Robin sein Horn, seine Gefährten eilen herbei, nehmen dem Sheriff Pferd und Wertsachen ab und schicken ihn zu Fuß nach Hause. Robin schickt der Frau des Sheriffs einen weißen Zelter, das Pferd einer Dame. Als der Sheriff seiner Frau dessen Leid klagt, lacht sie und meint, dass er eben für die Töpfe, die Robin ihnen schenkte, bezahlt habe. Robin gibt dem Töpfer die stattliche Summe von zehn Pfund für seine Waren und sie schwören ewige Freundschaft.³⁶³ Das Gedicht endet mit einem Gebet und einer Bitte, alle guten „Yeomen“ zu schützen:

Thes partyd Robyn, the sceffe and the potter,
Ondernethe the grene-wod tre;

³⁶² Johnston: Robin Hood, S.31.

³⁶³ Knight: Robin Hood, S.54-55.

God haffe mersey on Roben Hodys solle,
And saffe all god yemanrey.

Das Problem bei der Interpretation dieser Strophe ist, dass es sich bei „Yeoman“ um einen sehr vagen Begriff handelt, dessen sozialen Status man nicht genau zuordnen kann. Was ist nun aber mit „yemanrey“ gemeint? Die Ballade rückt die Werte von Solidarität und Treue in den Vordergrund (wie auch bei Robin Hood und der Mönch) und verbindet diese Werte mit sportlichen Fähigkeiten wie dem Schwertkampf und dem Bogenschießen.³⁶⁴ Auch die spirituelle Komponente in Form des Glaubens an die heilige Jungfrau Maria kommt nicht zu kurz. In der Ballade findet sich also ein vager Umriss des Begriffs „Yeoman“ – eine Verbindung von sportlichen Fähigkeiten, sozialen Werten und dem Glauben. Ein genauerer Definitionsversuch wird weiter unten gegeben.

Robin Hood und Guy of Gisbourne

Zu Beginn wird erneut die Schönheit der Natur des sommerlichen Waldes besungen. Robin erzählt Little John von einem Albtraum, in dem er von zwei starken Yeomen angegriffen wurde. Danach begleitet John Robin, der die beiden Yeoman aus dem Traum finden will, durch den Wald und sie schießen um die Wette. Sie treffen auf einen schwer bewaffneten Fremden, der von Kopf bis Fuß in Pferdehaut gehüllt ist. Es handelt sich um den Kopfgeldjäger Guy of Guisborne, der auf der Suche nach Robin Hood ist. John will den Fremden zum Kampf herausfordern, doch sieht Robin darin eine Kränkung und beansprucht dieses Recht für sich, woraufhin der wutentbrannte Little John zurück nach Barnsdale geht, das gerade vom Sheriff angegriffen wird. John findet zwei seiner Gefährten tot auf, sein Bogen bricht und er wird vom Sheriff gefangen genommen. Währenddessen hat sich Robin, der seine Identität nicht offenbarte, Guy genähert und erklärt sich bereit, ihn auf der Suche nach Robin Hood zu begleiten. Robin fordert ihn zu einem Wettschießen auf, das er gewinnt, und daraufhin gibt er sich als Robin Hood zu erkennen. Es folgt ein dramatischer Schwertkampf, bei dem Robin stolpert und an der Seite getroffen wird. Er schickt ein Stoßgebet zur Jungfrau Maria und kann Guy überwältigen. Er trennt ihm den Kopf ab und steckt ihn ans Ende seines Bogens:

Thou hast beene traytor all thy liffe,
Which thing must have an ende.

³⁶⁴ Ebd., S.55.

Guy wird dieses grausame Ende zu Teil, weil er in Robins Augen ein „Verräter“ war. Damit aber nicht genug, Robin nimmt ein Messer und beginnt Guys Gesicht bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen:

Robin pulled forth an Irish kniffe
And nicked Sir Guy in the fface,
That hee was never on a woman borne
Cold tell who Sir Guye was.³⁶⁵

Robin tauscht die Kleider mit der Leiche Guys und hüllt sich selbst in die Pferdehaut. So verkleidet macht er sich auf Richtung Barnsdale und bläst dort das Horn des Enthaupteten, woraufhin der Sheriff herbeieilt und glaubt Guy of Gisborne vor sich zu haben, der Robin Hoods Kopf als Trophäe vor sich her trägt. Der Sheriff will den Kopfgeldjäger für den erwiesenen Dienst entlohnen, aber dieser lehnt ab und bittet stattdessen darum, Little John hinrichten zu dürfen. Dieses Privileg wird ihm eingeräumt, Robin nützt die Gelegenheit, befreit Little John und gibt ihm Guys Bogen und Pfeile. Der Sheriff will zu seinem Haus flüchten und wird von einem von Little Johns Pfeilen niedergestreckt.

Guy of Gisborne scheint mit seiner Pferdehaut und seinen Fähigkeiten eine Art falschen Waldbewohner darzustellen, jemanden, der auf eigene Faust handelt, sich bereichern will und sich mit seinem Kostüm der Irreführung bedient. Als er mit Robin durch den Wald geht und mit ihm um die Wette schießt, was eine durchaus freundschaftliche Tätigkeit in den Balladen ist, scheint Guy eine Art falscher Kamerad zu sein. Robin repräsentiert hingegen eine Welt wahrer Werte: Er verachtet Reichtum, rettet seinen Kameraden und betet zur Jungfrau Maria.³⁶⁶ In den drei Balladen lassen sich einige klassische Motive der Robin-Hood-Legende erkennen: Der Wald wird als Gegensatz zur Stadt konstruiert, die scheinbare Omnipräsenz des Bogens, der aber mehr für den Wettkampf als für Auseinandersetzungen verwendet wird, der Begriff „Yeoman“, der immer wieder auftaucht, um die soziale Identität der Gesetzlosen zu charakterisieren, und der Sheriff, der stets als Vertreter der Ordnung und Robins wichtigster Gegner auftritt.³⁶⁷

³⁶⁵ Hahn, Thomas G. (Hrsg.): Robin Hood in popular culture. Cambridge: 2000, S.108.

³⁶⁶ Knight: Robin Hood, S.58.

³⁶⁷ Johnston: Robin Hood, S.35.

A Gest of Robyn Hode

Chere begynneth a lytell geste of Ro-
byn hode



Abbildung 20: A Geste of Robyn Hode³⁶⁸

Bei der Gest handelt es sich um das längste und bekannteste Werk der mittelalterlichen Erzählungen. Man kann davon ausgehen, dass die „Gest“ aus mehreren älteren Balladen, die zum Teil gar nicht, oder nur in bereits überarbeiteter Form, vorhanden sind, zu einer zusammenhängenden Erzählung zusammengesetzt wurde. Teile der „Gest“ sind vergleichbar mit Teilen anderer Balladen. Der anonyme Dichter präsentiert hier erstmals eine Art Biographie Robin Hoods, der in der „Gest“ auch sein Ende findet. Das Problem der Datierung ist bei der „Gest“ scheinbar noch ausgeprägter als bei den anderen Balladen. Einige Historiker und Literaturwissenschaftler halten den Text älter als die überlieferten Balladen. Die Wechselwirkung zwischen den überlieferten Balladen und der „Gest“ lässt sich nicht mehr eindeutig nachvollziehen, und so gehen zunehmend mehr Forscher davon aus, dass „A Gest of Robyn Hode“ erst nach 1460 entstanden sein muss.³⁶⁹

Es gibt drei Handlungsstränge, die besonders interessant sind: 1. Robin unterstützt einen in finanzielle Schwierigkeiten geratenen rechtschaffenen Ritter, der von geldgierigen Äbten um seinen Besitz gebracht wurde. Robin hilft ihm, sein Vermögen zurückzugewinnen, und die Mönche erhalten ihre gerechte Strafe. 2. Der König reist inkognito und will sich ein Bild von

³⁶⁸ <http://www.robinhoodlegend.com/wynkyn-de-worde/> am 18.12.2014

³⁶⁹ Johnston: Robin Hood, S.62.

Robin Hood machen, den er aus Erzählungen und Berichten kennt. Robin erkennt ihn nicht und bestreitet mit dem als Abt verkleideten Herrscher einige Wettkämpfe und wird von diesem besiegt. Schließlich tritt Robin in den Dienst des Königs, der ihn und seine Gefährten an den Hof eingeladen hat. Das Leben bei Hofe ist Robin zu suspekt und kostspielig. Robin bittet den König daher um Erlaubnis, wieder in seine Heimat zurückkehren zu dürfen, die ihm schließlich auch erteilt wird. Drittens wird Robin Hoods Tod dargestellt. Einige Jahre, nachdem Robin den Hof verlassen hat, wird er von einer Nonne und deren Liebhaber heimtückisch ermordet. Die Nonne lässt ihn während eines Aderlasses, von dessen Notwendigkeit sie Robin überzeugte, verbluten.³⁷⁰

In der „Gest“ kommt zum Ausdruck, dass sich Robin bei der Interaktion mit dem König und bei Hofe auch gehobener Verhaltensregeln zu bedienen weiß. Er sympathisiert mit dem verarmten Ritter, weil dieser einer der letzten ehrlichen Vertreter eines Standes ist, der von der geldgierigen Kirche und der korrupten Justiz in die Knie gezwungen wird und vom sozialen Abstieg bedroht wird. Wie es ganz allgemein zum Image des „Edlen Räubers“ kam, untersuchte Eric Hobsbawm.

Das Image des „edlen“ Räubers

Robin Hood, im heutigen Verständnis, spielt die Rolle des Beschützers. Er bringt Gerechtigkeit und macht Unrecht wieder gut, ebenso sorgt er für Gerechtigkeit und soziale Gleichberechtigung. Seine Beziehung zu den Bauern zeichnet sich durch völlige Solidarität aus. Das „Image“ des edlen Räubers, das sich keineswegs nur auf Robin Hood bezieht, lässt sich in neun Punkten zusammenfassen:

1. Der edle Räuber beginnt seine Banditenkarriere nicht mit einem Verbrechen. Er wird zum Opfer einer Ungerechtigkeit durch die Autoritäten, oder er wird von der Obrigkeit wegen einer Tat verfolgt, die zwar von den Behörden als verbrecherisch angesehen wird, dem Brauchtum seines Volkes jedoch nicht widerspricht.
2. Der edle Räuber macht begangenes Unrecht wieder gut.
3. Er nimmt von den Reichen, um die Armen zu beschenken.
4. Er tötet nur zur Selbstverteidigung oder in berechtigter Rache.
5. Er verlässt die Gemeinschaft niemals wirklich und kehrt, im Falle, dass er überlebt, als ehrenwerter Bürger und als Mitglied der Gemeinschaft wieder zu den Seinen zurück.

³⁷⁰ Ebd., S.63.

6. Sein Volk bringt ihm Bewunderung, Hilfe und Unterstützung entgegen.
7. Sein Tod ist stets und ausschließlich die Folge eines Verrates. Kein anständiges Mitglied seiner Gemeinde würde je auf Seiten der Obrigkeit gegen ihn stehen.
8. Er ist, zumindest theoretisch, unsichtbar und unverwundbar.
9. Er ist nicht der Feind von König oder Kaiser, die einen Hort der Gerechtigkeit darstellen. Er ist lediglich Feind lokaler Unterdrücker.³⁷¹

Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um fiktive Personen wie eben Robin Hood oder um reale Personen wie Jesse James oder den „Schinderhannes“ handelt, da sie sich alle durch die oben angeführten Punkte charakterisieren lassen.

Sozialrebellentinnen beginnen in der überwiegenden Mehrheit ihre Laufbahn mit einem Zwist, welcher nicht kriminell ist: Ein Ehrenhandel oder eine Angelegenheit, wo dem angehenden Sozialrebellentinnen seiner Meinung nach, oder der eines Nachbarn, Unrecht durch eine über Reichtum oder Macht verfügende Person, angetan wird. So rächte beispielsweise Pancho Villa in Mexiko die Ehre seiner Schwester und trat gegen einen Landbesitzer auf. Für einen Robin Hood, im heutigen Verständnis, ist es tatsächlich wichtig, dass in den Geschichten seine Laufbahn auf solche Weise beginnt. Wäre er den moralischen Grundsätzen seiner Gemeinschaft nach nämlich ein wirklicher Verbrecher, könnte er vermutlich nicht mehr mit der uneingeschränkten Unterstützung der Gemeinschaft rechnen.³⁷² Die Taten des Sozialrebellentinnen sind ein Produkt seines Umfeldes, das ihn dazu treibt und in seine Rolle zwingt. Robin Hood ist kein Revolutionär, er schließt sich zwar revolutionären Bestrebungen „seines“ Volkes an, doch liefert er nicht die Initialzündung einer solchen Bestrebung. Er ist nicht um eine Gesellschaft der Freiheit und Gleichheit bemüht, sondern er will begangenes Unrecht wieder gutmachen. Unterdrückung und soziale Ungerechtigkeit können die Robin Hoods nicht abschaffen, doch erbringen sie durch ihre Taten den Beweis, dass Gerechtigkeit zumindest punktuell möglich ist, und sie geben ein Beispiel dafür, dass die Armen nicht sanft, hilflos und demütig zu sein brauchen. Sie sind die Spitze des sozialen Protests, in dieser Form, Hobsbawm nach, auch gleichzeitig die primitivste Form sozialen Protests. Robin Hood ist nichts anderes als ein Individuum, das sich weigert, seinen Rücken zu beugen.³⁷³

In den mittelalterlichen Balladen kommt der soziale Protest bei weitem nicht so zum Vorschein wie bei neuzeitlichen Robin-Hood Inszenierungen und doch bieten sie einen

³⁷¹ Hobsbawm: Die Banditen, S.60ff.

³⁷² Ebd., S.61.

³⁷³ Ebd., S.74.

eindrucksvollen Einblick in die Art und Weise, wie sich aus einer mittelalterlichen Erzähltradition eine Sage bildete und diese sich im Laufe der Zeit veränderte. Eine weitere Quelle, wie ein Bogenschütze möglicherweise ausgerüstet war und welchem Stand er angehören konnte, sind die „Canterbury Tales“ von Geoffrey Chaucer“. Anhand der Darstellung des „Yeoman“ wird auch versucht, den sozialen Status Robin Hoods aufzudecken.

Der Yeoman



Abbildung 21: Der Yeoman bei Geoffrey Chaucer³⁷⁴

Der Begriff „Yeoman“ birgt seine Schwierigkeiten bei der Übersetzung ins Deutsche. Auf den Begriff Yeoman trifft man nicht nur in den Robin-Hood-Balladen, sondern auch in den „Canterbury Tales“ aus dem Jahre 1491. Die Canterbury Tales sind eine Sammlung von Verserzählungen, deren zentrale Handlung eine Pilgerfahrt nach Canterbury ist, an der Reisende verschiedener sozialer Klassen und Berufe teilnehmen, die sich zum Zeitvertreib Geschichten erzählen. Im Prolog werden die Reisenden detailliert beschrieben: ihr Stand, ihre Kleidung und persönlichen Eigenschaften.³⁷⁵ In diesem bedeutenden literarischen Werk des

³⁷⁴ Holt, J.C.: Robin Hood, S.172.

³⁷⁵ Ebd., S.40.

Spätmittelalters lässt Geoffrey Chaucer eine Figur auftreten, die von Kopf bis Fuß in Grün gekleidet ist und einen mächtigen Bogen bei sich trägt:

A YEMAN hadde he and servantz namo
At that tyme, for hym liste ride so,
And he was clad in cote and hood of grene.
A sheef of pecok arwes, bright and kene,
Under his belt he bar ful thriftily
(Wel koude he dresse his takel yemanly;
His arwes drouped noght with fetheres lowe),
And in his hand he baar a myghty bowe.
A not heed hadde he, with a broun visage.
Of wodecraft wel koude he al the usage.
Upon his arm he baar a gay bracer,
And by his syde a swerd and a bokeler,
And on that oother syde a gay daggere
Harneised wel and sharp as point of spere;
A Cristopher on his brest of silver sheene.
An horn he bar, the bawdryk was of grene;
A forster was he, soothly, as I gesse.³⁷⁶

Der Yeoman nimmt an der Reise als Diener des Ritters teil. Er trägt einen grünen Mantel und eine Kapuze derselben Farbe. In seinem Gürtel hat er ein ganzes Bündel Pfeile stecken, die mit Pfauenfedern befiedert sind. Die Federn der Pfeile hängen nicht matt herunter, sondern sie wurden frisch aufgesteckt. Der Yeoman hat einen großen Bogen, einen Armschutz, Schwert, Dolch und Buckler (ein kleiner runder Schild) bei sich. Der Yeoman wird als wohlhabend dargestellt, aber nicht als reich. „Yeoman“ ist ein facettenreicher Begriff, der unterschiedliche Bedeutungsschattierungen haben kann: Freisasse, Freibauer, (adliger) Landbesitzer oder Bediensteter eines Adligen.³⁷⁷ Diese Mehrdeutigkeit des Begriffs kommt daher, dass er im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit mindestens zwei einander überlappende Bedeutungen hatte: erstens freier Mann / freier Bauer und zweitens: „Dienstbote“ oder auch „bewaffneter Gefolgsmann“.³⁷⁸ Der Begriff wurde bis ins späte Mittelalter immer wieder mit anderen Bedeutungen konnotiert. Ein Teil des Problems ist linguistischer Natur. Das Wort „Yeoman“ wird vom altenglischen „yonge man“ abgeleitet. „Yonge Man“ taucht tatsächlich zweimal in der Gest auf.³⁷⁹ Mit der Jugend wird eine Vorstellung von Kampfkraft verbunden und mit „junger Mann“ ist eine Bevölkerungsgruppe gemeint, die in den Fokus der Rekrutierungsoffiziere rückt. Heinrich der III. erließ im Jahre 1252 die „Assize of Arms“, in

³⁷⁶ Chaucer, Geoffrey: Canterbury Tales. London: 1977, S.57.

³⁷⁷ Holt: Robin Hood, S.285.

³⁷⁸ Johnston: Robin Hood, S.41.

³⁷⁹ Pollard, A.J.: Imagining Robin Hood. The Late-Medieval Stories in historical context. New York, 2004: S.33.

der polizeiliche und militärische Verwaltungsfragen und die entsprechenden Pflichten der Bevölkerung geregelt wurden. Auch darin findet man den Begriff „Yeoman“: Jemand, der ein jährliches Einkommen von 40 shilling aus Grundbesitz bezog. Er sollte über einen Bogen, einen Rundschild, einen Dolch und über ein Schwert verfügen, um im Kriegsfall seinem König dienen zu können. Bei Chaucer tritt der Yeoman als jemand auf, der sich im Forstwesen auskennt und möglicherweise mit dem Schutz der Wälder vor Wilderern und Wegelagerern betraut ist, aber auch als Soldat im königlichen Heer dienen kann.³⁸⁰ Es gilt als allgemein anerkannt, dass Geoffrey Chaucer seinen Yeoman nach dem Vorbild Robin Hoods erschaffen hat.³⁸¹

³⁸⁰ Thompson, Kenneth J.: Chaucer's Warrior Bowman. The Role and Equipment of the Knight's Yeoman. In: The Chaucer Review. Vol. 40, No. 4: 2006, S.387.

³⁸¹ Holt, James Clarke: The Origins and Audience of the Ballads of Robin Hood. In: Stephen Knight (Hrsg.): Robin Hood. An Anthology of Scholarship and Criticism. Cambridge: 1992, S.222.

Schlusswort

Die große Mehrzahl der uns überlieferten Robin-Hood-Balladen lassen keinen Blick ins Mittelalter zu, sondern sie sind das Ergebnis einer sich auf das Mittelalter berufenden, aber dennoch frühneuzeitlichen Unterhaltungsbranche, die eng mit dem Medium Druck verflochten war. Die Balladen bringen bereits eine spätere volkstümliche Sehnsucht nach dem Mittelalter zum Ausdruck, die auf mittelalterliche Quellen, also die frühesten Balladen, zurückgeht. Das Publikum des späten 16. und des 17. Jahrhunderts stand dem Mittelalter zwar zeitlich näher, als wir das tun, doch blickten auch sie bereits aus einer Perspektive historischer Sehnsucht zurück.³⁸²

Bei der Beschäftigung mit der Entstehung der Robin Hood Legende werden scheinbar mehr Fragen aufgeworfen als beantwortet. Ähnlich verhält es sich mit dem Langbogenschützen und seiner Waffe im Allgemeinen. Es konnte bis dato nicht restlos geklärt werden, ob die Pfeile der Langbogenschützen tatsächlich dazu in der Lage waren, die Rüstungen der Franzosen in den Schlachten bei Crécy und Agincourt zu durchschlagen. Auch wenn die Vermutung nahe liegt, dass dem so gewesen sein muss und den Langbogenschützen deshalb ihre schlachtentscheidende Rolle zugesprochen wurde, kann diese Annahme nicht vollends bejaht werden, da es derzeit noch an aussagekräftigen Beschussversuchen mangelt. Auch der stetig ansteigende Anteil an Bogenschützen während des Einhundertjährigen Krieges ist ein zu schwaches Argument: Wurden immer mehr Langbogenschützen in den englischen Heeren aufgrund ihrer Effizienz oder aufgrund der vergleichsweise niedrigen Besoldung eingesetzt? Ebenfalls bleibt die Frage unbeantwortet, ob der Erfolg des einfachen Mannes mit seinem Langbogen auf dem Schlachtfeld direkt oder indirekt zur Bildung des englischen Parlaments beigetragen und ihm so zu mehr Mitsprache verholfen hat. Auch wenn dies nicht dezidiert in den Quellen und bei den Historikern nachzulesen ist, ist es nicht unwahrscheinlich, dass dem so war.

³⁸² Johnston: Robin Hood, S.28.

Anhang

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Training bei den Butts.....	14
Abbildung 2: Die Schlacht von Crécy aus der Chronik von Froissart	21
Abbildung 3: Egge	27
Abbildung 4: Tenebrae.....	27
Abbildung 5: Varianten für die Aufstellung der Bogenschützen.....	29
Abbildung 6: Aufstellung nach dem Vorrücken der englischen Linien.....	54
Abbildung 7: Der Somme Plan	61
Abbildung 8: Teile des engl. Langbogens und deren Benennung – im gespannten Zustand. .	65
Abbildung 9: Querschnittsprofile englischer Langbögen	66
Abbildung 10: Englischer Langbogen vom Typ „Mary Rose“ im gespannten Zustand.....	67
Abbildung 11: Mary Rose	68
Abbildung 12: Querschnitt eines Eibenstaves.....	70
Abbildung 13: Mittelalterliche Bogentypen in Westeuropa	78
Abbildung 14: Bilderteppich von Bayeux. Ausschnitt mit Bogenschützen.....	85
Abbildung 15: Luttrell Psalter 1325.....	86
Abbildung 16: Hinrichtung des Hl. Sebastian. Ca. 1493. Zeichnung vom Altar.....	87
Abbildung 17: Nachbildung mittelalterlicher Spitzen.....	93
Abbildung 18: Die Schlacht von Poitiers 1356 aus der Chronik von Froissart	97
Abbildung 19: Grüner Mann Votivirche Wien	109
Abbildung 20: A Geste of Robyn Hode	115
Abbildung 21: Der Yeoman bei Geoffrey Chaucer	118

Literaturverzeichnis

Allmand, Christopher: The Hundred Years War. England and France at war c. 1300-1450. Cambridge, New York, u.a.: 1988.

Andrew Ayton und Sir Philip Preston Bar.: The Battle of Crécy, 1346. Woodbridge: 2005.

Bennet, Matthew: The impact of English achery on later medieval tactics. In: Von Crécy bis Mohács. Kriegswesen im späten Mittelalter (1346-1526). Eine Publikation des heeresgeschichtlichen Museums Wien. Wien: 1997.

Bjork, Robert E. (Hrsg.): The Oxford Dictionary of the Middle Ages. Volume 2. Oxford: 1949.

Boettcher, Carl-Heinz: Europas Weg in die Neuzeit. Vom Weltenstaat zur Staatenwelt. St. Ingbert: 2005.

Bradbury, Jim: The Medieval Archer. London, 1985.

Burne, Alfred H.: The Agincourt War. A military history of the latter part of the Hundred Years War from 1369 to 1453. London: 1956.

Chaucer, Geoffrey: Canterbury Tales. London: 1977.

Curry, Anne: Der Hunderjährige Krieg (1337 – 1453). Darmstadt 2012.

Curry, Anne: The Battle of Agincourt. Sources and Interpretations. Woodbridge: 2000.

Ehlers, Joachim: Der Hundertjährige Krieg. München: 2009.

Firth Green, Richard: Violence in the Early Robin Hood Poems. In: Meyerson, Mark D. [Hrsg.]: „A great effusion of Blood?“. Interpreting Medieval Violence. Toronto, Buffalo, London: 2004.

Gervase, Phillipps: Longbow and Hackbutt: Weapons Technology and Technology Transfer in Early Modern England. In: Technology and Culture 40.3. 1999.

Hahn, Thomas G. (Hrsg.): Robin Hood in popular culture. Cambridge: 2000.

Hall, Norman: Lexikon der Fabelwesen der alten Welt. Von Kobolden, Elfen, Feen und Zwergen. Neobooks Self-Publishing: 2012.

Hardy, Robert: The Longbow. Great Britain: 1992.

Hewitt, H.J.: The organization of War under Edward III. Manchester 1966.

Holt, J.C.: Robin Hood. Düsseldorf, Wien, New York: 1991.

Holt, James Clarke: The Origins and Audience of the Ballads of Robin Hood. In: Stephen Knight (Hrsg.): Robin Hood. An Anthology of Scholarship and Criticism. Cambridge: 1992.

Hörnig, Angelika (Hrsg.): Die Bibel des traditionellen Bogenbaus. Band 2. 2. Auflage. Ludwigshafen: 2009.

Hopper Nicholas & Matthew Bennett: Warfare. The Middle Ages 768-1487. Cambridge 1996

Johnston, Andrew James: Robin Hood. Geschichte einer Legende. München: 2013.

Jones, Peter N.: The Metallography and Relative Effectiveness of Arrowheads and Armor During the Middle Ages. Washington: 2008.

Junkmanns: Pfeil und Bogen: Von der Altsteinzeit bis zum Mittelalter. Ludwigshafen: 2013.

Keegan, John: Das Antlitz des Krieges. 2. Auflage. Frankfurt am Main: 2007.

Kreyssig, W.A.: Ackerbestellungskunde oder Anleitung zur Beurbarung und zweckmäßigen Bestellung des productiven Bodens für die Erzeugung der Feldfrüchte. Leipzig: 1831.

Langland, William: The Vision of Piers Plowman. A Critical Edition of the B-Text based on Trinity College Cambridge MS B. 15. 17 with selected variant readings, an Introduction, glosses, and a Textual and Literary Commentary by A.V.C. Schmidt. London, Melbourne [u.a.]: 1978.

Livingstone, Marilyn & Morgen Witzel: The Road to Crécy. The English Invasion of France 1346. Harlow: 2005.

Loades, Mike: The Longbow. Osprey: 2013.

Mac Kee, Alexander: Die Mary Rose. Das grösste Abenteuer der Meeres-Archäologie. Wien, Hamburg: 1983.

Marsden, Peter: Sealed by Time: The Loss and Recovery of the Mary Rose. The Archaeology of the Mary Rose, Volume 1. The Mary Rose Trust, Portsmouth. 2003.

Matthew Strickland & Robert Hardy: From Hastings to the Mary Rose. The Great Warbow. Sparkford: 2011.

Mutschlechner, Georg und Otto Kostenzer: Zur Natur- und Kulturgeschichte der Eibe in Nordtirol. Sonderdruck aus Veröffentlichungen des Museum Ferdinandeum. Band 53. Innsbruck: 1973.

Myers, A.R.: English Historical Documents. 1327 – 1485 London 1969. .

Nolan, CathalJ.: The Age of Wars of Religion, 1000-1650: An Encyclopedia of Global Warfare and Civilization, Greenwood: 2006.

Oman, C.W.C: The Art of War in the Middle Ages. A.D. 378-1515. Ithaca, New York: 1953.

Ormrod, W. Mark: England: Edward II and Edward III. In: Jones, Michael (Hrsg.): The New Cambridge Medieval History. Volume VI c. 1300-c.1415. Cambridge: 2000-

Philpotts, Christopher: The Plan of Battle during the Agincourt Campaign. In: The English Historical Review, Vol. 99, No. 390 (Jan, 1984).

Pollard, A.J.: Imagining Robin Hood. The Late-Medieval Stories in historical context. New York, 2004.

Prestwich, Michael: Armies and Warfare in the Middle Ages. The English Experience, New Haven und London: 1996.

Prestwich, Michael: The Battle of Crécy. In: Andrew Ayton and Sir Philip Preston Bart. : The Battle of Crécy, 1346. Woodbridge: 2005.

Prestwich, Michael: The Three Edwards. War and State in England 1272-1377. Fakenham, Norfolk: 1980.

Reichenbach, Wilfried: „Hölzer für den Bogenbau. Eibe. Teil 7“. In: Traditionell Bogeschießen. Magazin für Langbogen und Recurve. Nr.71. Ludwigshafen: 2014.

Rogers, Clifford J.: Military Revolutions of the Hundred Years' War. In: The Journal of Military History, Vol. 57, No.2, Apr. 1933.

Rogers, Clifford J.: Tactics and the face of Battle. In: Frank Tallett & D.J.B. Trim: European Warfare, 1350-1750. Cambridge: 2010.

Rogers, Clifford J.: The Oxford Encyclopedia of Medieval Warfare and Military Technology. Volume 1. Oxford, 2010.

Rogers, Clifford: War cruel and sharp. English strategy under Edward III. 1327-1360. Woodbridge: 2000.

Seehase Hagen & Ralf Krekeler: Der gefiederte Tod. Die Geschichte des englischen Langbogens in den Kriegen des Mittelalters. Ludwigshafen: 2001.

Stehli, Ulrich: Der englische Langbogen. In: Das Bogenbauerbuch. Europäischer Bogenbau von der Steinzeit bis heute. Ludwigshafen: 2001.

Sudhues, Hubert: Wunballistik bei Pfeilverletzungen. Westfalen: 2004.

Sumption, Jonathan: The Hundred Years War. Volume 1. Trial by Battle. London: 1990.

Thompson, Kenneth J.: Chaucer's Warrior Bowman. The Role and Equipment of the Knight's Yeoman. In: The Chaucer Review. Vol. 40, No. 4: 2006.

Tout, T.F.: The History of England. From the Accession of Henry III. to the death of Edward III. (1216-1337). London, New York (u.a.) 1930.

Verbruggen, J.F.: The Art of Warfare in Western Europe During the Middle Ages: From the Eight Century to 1340. Woodbridge: 1997.

Villalon, L.J. Andrew und Donald J. Kagay (Hrsg.): The Hundred Years War. A Wider Focus. Leiden, Boston: 2005.

Vollrath H. & N. Fryde (Hrsg.): Die englischen Könige im Mittelalter; Von Wilhelm dem Eroberer bis Richard III. Beck, 2004.

Wilkinson, B.: The later Middle Ages in England 1216-1485. Singapur 1969.

Williams, Alan: The Knight and the blast Furnace. A History of the Metallurgy of Armour in the Middle Ages & the Early Modern Period. Leiden, Boston: 2003.

Internetlinks:

<http://www.heiligenlexikon.de/BiographienS/Sebastian.htm>

Zusammenfassung

Mit der Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer und der entscheidenden Schlacht von Hastings 1066 saß plötzlich ein Normanne auf dem englischen Thron und die Verflechtung von England und Frankreich mit wechselseitigen Thronansprüchen fand später ihren Ausdruck im Hundertjährigen Krieg (1377-1453). Während des Hundertjährigen Krieges errangen die Engländer einige epochale Siege gegen französische Heere, derer man sich noch heute erinnert. Ein Schlüsselement dieser Siege war der Einsatz der englischen Langbogenschützen, denen eine schlachtauscheidende Rolle zugesprochen wurde. In der vorliegenden Arbeit wurde der Fokus auf die Schlachten von Crécy (1346) und Agincourt (1415) gelegt. Beide Schlachten wurden nach einem ähnlichen Schema geschlagen und zugunsten der Engländer entschieden. Während des Hundertjährigen Krieges nahm der Anteil der Bogenschützen in den englischen Armeen signifikant zu, was mit der vergleichsweise niedrigen Besoldung und mit der Effizienz gegen Kavallerie zu tun hatte. Schon Edward I. setzte Bogenschützen in seinen Kriegen gegen Wales und Schottland ein, aber erst sein Enkel Edward III. erkannte und maximierte das Potenzial der Langbogenschützen. Die Kombination von Bogenschützen und abgesessener Reiterei in einer starken Defensivposition war das Rezept um größere Heere, die hauptsächlich aus Kavallerie bestanden, vernichtend zu schlagen. Der Langbogen mit seinem hohen Zuggewicht war keineswegs eine Neuentwicklung, die zur Zeit Edward I. begonnen und zur Zeit seines Enkels ihren Abschluss gefunden hat. Archäologische Belege lassen vermuten, dass es einen Wechsel zum typischen Design eines englischen Langbogens zwischen 50 v.Chr. – 340 n.Chr. gegeben haben muss. Für die Siege der Engländer und die plötzliche „Popularität“ der englischen Langbogenschützen waren auch noch andere Faktoren, wie neue Taktiken, ein Umschwung im Rekrutierungsmuster und den Bestrebungen der Krone die Bevölkerung zum Bogenschießen zu ermuntern, verantwortlich. Der Bogen war die Waffe des kleinen Mannes und Bogenschützen waren vom ritterlichen Kodex ausgenommen, was die Art der Kriegsführung änderte. Zur Zeit des Hundertjährigen Krieges war es nicht mehr der adelige Ritter, hoch zu Ross und in voller Rüstung, der hauptverantwortlich für Sieg oder Niederlage war, sondern der einfache Langbogenschütze, der sein Handwerk perfekt beherrschte und einen gepanzerten Ritter zu Boden bringen konnte. Mit den Erfolgen auf dem Schlachtfeld ging auch ein sozialer Aufstieg der einfachen Bevölkerung einher, und diese schuf sich einen Helden, der ebenfalls Bogenschütze und Sozialrebell war und sich gegen die Obrigkeit behauptete: Robin Hood.

Lebenslauf

SPRACHKENNTNISSE

Deutsch: Muttersprache

Englisch: Flüssig in Schrift und Sprache

Französisch: Grundkenntnisse (Schriftliche Matura in Französisch)

SCHULBILDUNG & PRÄSENZDIENST

1992-1996 Volksschule Wiesmath

1996-2000 Hauptschule Wiesmath

2000-2005 Handelsakademie Wiener Neustadt (Schwerpunkt Wirtschaftsinformatik)

2005-2006 Präsenzdienst im österreichischen Bundesheer

Seit 2006 Studium an der Universität Wien.

BERUFSERFAHRUNGEN & AUSLANDSAUFENTHALTE

2004: 5 wöchiger Sprachkurs am Dundee College (Schottland)

2005: 4 wöchiger Sprachkurs in Nizza bei Actilangue

2004-2010: Diverse Praktika bei Bauunternehmen und archäologischen Ausgrabungen

2007-2010: Geringfügige Anstellung im SAP-Support bei A4B Business Solutions

2009: Ferialjob als Nachhilfelehrer in einem Nachhilfezentrum –

Deutsch/Französisch/Englisch

2011: Anstellung als Betreuungslehrer bei Interface.

2011: Ferialpraktikum bei RHI AG im Bereich Data Warehousing (SAP)

2012 – 2014: Anstellung bei Alanova GmbH: i.s.h.med Implementierung, AKH Wien

BESONDERE KENNTNISSE & AUSBILDUNGEN

Computerkenntnisse: Photoshop (CS3-CS4), Div. Bildbearbeitungsprogramme, Excel, Word, Access, SAP

Ausbildungen: USI-Ausbildung zum Schibegleitlehrer

Wien, am 20.02.2015